



Unrechtsstaat DDR – Willkür. Gewalt. Macht.

21. Bautzen-Forum
der Friedrich-Ebert-Stiftung
Büro Leipzig

6. und 7. Mai 2010

Dokumentation

Gefördert aus Mitteln der Erich-Brost-Schenkung in der Friedrich-Ebert-Stiftung
In Zusammenarbeit mit »Gegen Vergessen – Für Demokratie e.V.«
Gefördert mit Mitteln der Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur

21. Bautzen-Forum 6. und 7. Mai 2010

Vorbemerkung

6

MATTHIAS EISEL

Grußworte

HARALD MÖLLER

9

SABINE FRIEDEL

12

MARKO SCHIEMANN

16

CHRISTIAN SCHRAMM

20

Vortrag

23

JOACHIM GAUCK

Unrechtsstaat DDR – Willkür. Gewalt. Macht.

Podiumsdiskussion

39

Formen und Folgen von Willkür und Gewalt
im kommunistischen Herrschaftssystem

DORIS DENIS, UDO GRASHOFF,

ILKO-SASCHA KOWALCZUK,

SANDRA PINGEL-SCHLIEMANN

Moderation: MICHAEL BELEITES

Vortrag

62

Die DDR und ihre Macht – der Machtapparat der DDR

STEPHAN HILSBURG

Zeitzeugengespräch

83

Politische Verfolgung und Hafterfahrungen in der SBZ/DDR

MARGOT JANN, HARALD KNAUST, THOMAS RAUFEISEN,

DIETER ROTHER

Moderation: BASTIAN WIERZIOCH

Podiumsdiskussion

112

Der Blick auf die DDR: Zwischen kritischer Distanz, Verklärung und Faszination

CHRISTOPH DIECKMANN, INES GEIPEL,

ULRICH KASPARICK, ULRIKE POPPE

Moderation: MARKUS HEIDMEIER

Predigt

139

ANDREAS KUTSCHKE

Teilnehmerinnen und Teilnehmer des 21. Bautzen-Forums

144

Bautzen-Foren im Überblick

147

Impressum

150



Vorbemerkung

MATTHIAS EISEL

In 40 Jahren deutscher Teilung bestand im Westen insgesamt Konsens darüber, dass es sich bei der DDR wie bei den anderen Ostblockländern um undemokratische Staatsgebilde handelte, deren gesellschaftspolitische Ausrichtung die sowjetische KPdSU von Moskau aus diktierte und die Rote Armee militärisch absicherte. Auf der anderen Seite arrangierte sich die ab 1961 eingemauerte DDR-Bevölkerung mehr oder weniger mit dem ungeliebten SED-Staat und suchte sich ihre Freiräume. Im Arbeiter- und Bauerstaat hatten SED und die angeschlossenen Blockparteien wie CDU oder LDPD immerhin fast drei Millionen Mitglieder. Die große Distanz und das Misstrauen der Mehrheit gegenüber dem Staat zeigten sich aber nicht nur im niedergeschlagenen Volksaufstand vom 17. Juni 1953 oder der erfolgreichen Friedlichen Revolution im Herbst 1989. Massenhaft verließen Menschen die DDR nach zermürenden Ausreiseprozeduren oder durch Flucht. Hunderte kamen dabei an der innerdeutschen Grenze zu Tode.

Inzwischen wird hinter den Begriff Unrechtsstaat DDR zunehmend ein relativierendes Fragezeichen gesetzt. Dies geschieht nicht nur durch ehemalige Funk-

tionsträger und Anhänger der aus der SED hervorgegangenen Linkspartei oder durch Menschen, die diesen Staat aus eigenem Erleben nicht kannten. Auch manch nostalgisch getrübtter Rückblick und verletztes Selbstwertgefühl von Ostdeutschen führen dazu. Die PDS/LINKE suggeriert seit Jahren mit Erfolg, dass Kritik am Staatswesen DDR die Lebensleistung ihrer Bevölkerung infrage stelle. Das Missverständnis besteht an dieser Stelle aber darin, dass das Leben einer Mehrheit der Menschen gerade unter den Bedingungen der SED-Mangelwirtschaft besonderer Anstrengungen bedurfte, sie also nicht wegen, sondern trotz der DDR selbstbewusst auf das Erreichte verweisen können. Dies zu würdigen ist wichtig und in den vergangenen Einheitsjahren zu kurz gekommen.

»Unrechtsstaat DDR – Willkür. Gewalt. Macht.« lautete die Überschrift unseres 21. Bautzen-Forums vom 6. und 7. Mai 2010, dessen Vorträge und Diskussionen wir hier dokumentieren. Die DDR war ein Unrechtsstaat. Darüber werden gerade die Tausenden ehemaligen politischen Häftlinge und Opfer der SED-Diktatur von Bautzen, Hoheneck, Bützow oder Hohenschönhausen kaum streiten wollen.

Es gab eben keine freien Wahlen, keine unabhängige Justiz und keine Gewaltenteilung. Es herrschte nicht das Recht, sondern eine Partei, die SED, die nach kommunistischer Doktrin den alleinigen Wahrheitsanspruch in allen Fragen vertrat, die je nach Bedarf auf allen Ebenen des Staates und der Gesellschaft eingreifen konnte, die als Schild und Schwert ihrer nicht legitimierten Macht einen gigantischen Spitzel- und Repressionsapparat unterhielt. Dass zivil- oder strafrechtliche Delikte wie Vergehen im Straßenverkehr, Diebstähle oder Gewaltverbrechen »zu Recht« juristisch geahndet wurden, sollte nicht mit rechtsstaatlichem Handeln verwechselt werden.

Bei diesem Forum ging es darum, die Mechanismen herauszuarbeiten, nach denen die SED ihre Macht durchsetzte, wie sie auf Widerspruch oder gar Widerstand reagierte und wie das System schließlich in machtvollen Bürgerprotesten zusammenbrach, als es sich nicht mehr auf die sowjetischen Panzer stützen konnte. Die Dokumentation aller Vorträge und Podiumsgespräche gibt Auskunft über Formen von Gewalt und Willkür, von den Verhaftungswellen der 50er-Jahre bis zum verfeinerten »Zersetzungssystem« der Staatssicherheit vor dem Hintergrund der Schlussakte von Helsinki und zunehmender diplomatischer Anerkennung der DDR in den 70er- und 80er-Jahren. Joachim Gauck plädierte in seiner Rede für eine Kultur der Erinnerung, die entwickelt werden müsse, um gerade auch die Werte unserer freiheitlich-demokratischen Grundordnung im Bewusstsein der Menschen immer wieder neu zu begründen.

Die abschließende Podiumsdiskussion beschäftigte sich mit dem aktuellen DDR-Bild zwischen kritischer Distanz, Verklärung und Faszination. Der DDR-Oppositionelle und spätere SPD-Politiker Ulrich Kasparick beklagte dabei eine zweigeteilte Wahrnehmung vieler Ostdeutscher. Neben der positiven Erinnerung an Jugend, Freunde und Familie existiere eine offizielle Erinnerungskultur, die das Bild einer repressiven DDR zeige. Eine sinnvolle Aufklärung dürfe diese Bilder nicht gegeneinander stellen, sondern müsse sie verbinden.

Abschließend möchte ich besonders der Stiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur Dank sagen, die dieses 21. Bautzen-Forum mit einem maßgeblichen Beitrag gefördert hat. Gleichmaßen danke ich dem »Verein Gegen Vergessen – Für Demokratie« mit seinem Vorsitzenden Joachim Gauck für die konzeptionelle Mitarbeit.



Grußwort

HARALD MÖLLER

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Kameradinnen und Kameraden, mit besonderer Freude konnten wir registrieren, dass nach manchen Äußerungen das Bautzen-Forum der FES auch im Jahr 2010 wieder stattfindet, zum 21. Mal. Wir bedanken uns beim Regionalbüro Leipzig für die weitere Durchführung, die in diesem Jahr auch unter finanzieller Beteiligung der Stiftung Aufarbeitung in Berlin erfolgt.

Das Bautzen-Forum hat sich in den vergangenen Jahren als ein ausgesprochen wichtiges Instrument bei der Aufarbeitung des SED-Unrechts erwiesen. Es ist weiterhin mehr als notwendig, gerade weil in den letzten Jahren aus linken Kreisen immer wieder behauptet wird, die SED-Herrschaft sei ja gar nicht so schlimm gewesen, wie sie immer hingestellt wird. Das ist leider in Teilen der Bevölkerung auch nach 20 Jahren Deutscher Einheit noch oft gängige Meinung. Dem muss weiterhin massiv entgegengetreten werden. Insbesondere das diesjährige Thema »Unrechtsstaat DDR – Willkür. Gewalt. Macht.« ist sehr bedeutend, um derartigen Parolen wirksam begegnen zu können.

Gerade wir ehemaligen politischen Häftlinge beider Bautzener Haftanstalten haben persönlich über viele Jahre hinweg diese Machtausübung und den Gebrauch der staatlichen Gewaltmittel durchleben müssen. Zunächst waren es die Jahre in der SBZ, die in erster Linie von der sowjetischen Besatzungsmacht beeinflusst waren. Unterstützt war sie aber schon von Hilfswilligen der SED, unter anderem von der politischen Kriminalpolizei (K 5), die Menschen nach haltlosen Denunziationen verhaftete und den Sowjets auslieferte. Später, nach der Errichtung der DDR, setzten sich diese Praktiken unvermindert fort. Gewalt wurde von beiden Staaten, der Sowjetunion und der DDR, gleichermaßen angewendet. Insoweit war das Regime in Ostberlin ein gehorsamer Lehrling, nach dem Motto »von der Sowjetunion lernen heißt siegen lernen«. Die neu aufgebaute Staatssicherheit als »Schild und Schwert« der Partei führte in der DDR das fort, was in der Sowjetunion seit 1917 Geheimdienste wie GPU, MWD und KGB aufgebaut und praktiziert hatten.

Willkürlich wurden in der DDR Menschen verhaftet, die nichts weiter als ihre Freiheits- und Menschenrechte wahrnehmen wollten. Waren sie dem Repressionsapparat zugeführt, begann der Einsatz von physischer oder psychischer Gewalt. All das ist trotz massiver Leugnung in den Jahren nach der Friedlichen Revolution teilweise schon überzeugend dokumentiert worden. Unsere Kameradinnen und Kameraden, die diese Zeit hinter Gittern und Stacheldraht verbringen mussten, wissen diese Horrorzeiten genau einzuschätzen und bemühen sich als Zeitzeugen, diese Erkenntnisse weiterzutragen.

Ein besonderes Ereignis soll in diesem Zusammenhang nicht in Vergessenheit geraten. Nach über 60 Jahren wollen wir gerade hier in Bautzen die Tage der Aufstände (13. und 31. März 1950) nicht vergessen, an denen die Häftlinge des »Gelben Elends« aus purer Verzweiflung, in Todesangst und größter Hungersnot ihre Menschenrechte von der damals noch jungen DDR einfordern wollten, aber von der Staatsmacht mit brutaler Gewalt niedergeknüppelt wurden. Selbst unsere Gefangenenerzte, die sich schützend vor ihre todkranken Kameraden stellten, fielen den Schergen der Volkspolizei zum Opfer.

Hier sei im Besonderen an die Schilderungen unserer Kameraden Walter Kempowski, Dieter Riecke und Wolfgang Hardegen erinnert. Im Verlauf des Forums wird sicherlich hierüber noch zu sprechen sein. Auch heute, nach über 60 Jahren, leiden noch viele Kameraden gesundheitlich an den Folgen dieser unmenschlichen Haftbedingungen. Viele sind noch immer nicht in der Lage, eine Reise nach Bautzen anzutreten, weil sie aufgrund ihrer Erlebnisse traumatisiert sind. Wieder andere können ihre Tränen nicht zurückhalten, wenn sie in Gesprächen

auf die grausame Zeit zurückblicken. Nur wenige Zeitzeugen sind noch in der Lage, an diese Menschenrechtsverletzungen zu erinnern. Vor den Historikern, die diese Zeit aufarbeiten, liegt ein weiter Weg. Doch es gilt, der Nachwelt und vor allem unserer vielfach ahnungslosen Jugend Zeitzeugenschilderungen zu hinterlassen.

Die wenigen noch Übriggebliebenen werden auch weiterhin alles tun und ihre Kraft einsetzen, damit den nachwachsenden Generationen solche schrecklichen Zeiten einer unmenschlichen Diktatur erspart bleiben. In diesem Sinne hoffen wir, dass diese Tage dazu dienen, weitere Klarheit über diese Zeiten einer breiteren Öffentlichkeit nahezubringen.



Grußwort

SABINE FRIEDEL

Sehr geehrter Herr Möller, sehr geehrter Herr Dr. Gauck, lieber Matthias Eisel, sehr geehrte Herren Schiemann und Schramm, sehr geehrte Damen und Herren, ich bedanke mich herzlich für die Einladung zum diesjährigen Bautzen-Forum. Der Titel greift eine große Debatte auf, die unser Land im vergangenen Jahr ungefähr um die gleiche Zeit erlebte – Unrechtsstaat DDR. War die DDR ein Unrechtsstaat? So lautete die Frage in der Debatte damals. Und es gab viele Antworten. Lothar Bisky von der PDS sagte, ein Unrechtsstaat sei die DDR nie gewesen. Angela Merkel von der CDU sagte, die DDR sei ohne Zweifel ein Unrechtsstaat gewesen. Für beide war die Sache ganz einfach. Und eigentlich könnte ich es mir auch einfach machen. Für mich ist die Antwort aus zwei Gründen einfach: Zum einen habe ich im Unrechtsstaat DDR gelebt – zwar nur 15 Jahre, aber das reichte, um eine Ahnung von Unfreiheit und Willkür zu bekommen. Zum anderen kenne ich als Politikwissenschaftlerin klare Kategorien, um einen Rechtsstaat von einem Unrechtsstaat zu unterscheiden. Ich könnte mich also der

Bundeskanzlerin einfach anschließen, könnte hier einfach aufhören, Ihnen eine interessante und erfolgreiche Tagung wünschen und entspannt dem nächsten Grußwort lauschen. Aber sind die Dinge wirklich so einfach? Nein. Wenn die Dinge so einfach wären, hätte es die Debatte nicht gegeben.

Warum also ist es schwieriger mit der Frage nach dem Unrechtsstaat? Ein wesentlicher Teil der Antwort sind Sie, wie Sie hier sitzen. Viele von Ihnen haben Unrecht, Willkür und Gewalt erfahren. Ein anderer Teil der Antwort sind die, die nicht hier sitzen. Und die niemand von uns in diesem Raum sitzen haben will. Jene, die die Macht hatten, Unrecht zu begehen. Unrecht. Willkür. Und Gewalt. Und es gibt noch einen dritten Teil der Antwort: Die, die einfach nicht hier sind. Nicht, weil sie nicht hier sein wollen. Nicht, weil sie nicht hier sein sollen. Sondern die, die einfach nicht da sind. Die weder Staatsmacht hatten noch ihre Opfer wurden. Die machen es schwierig.

Nehmen wir die Millionen SED- und Blockparteimitglieder auf der einen Seite und die nicht angepassten, systemkritischen Personen – darunter auch viele Sozialdemokraten – auf der anderen Seite mal beiseite: Dazwischen bleibt eine große Menge Menschen, die aus ihrem DDR-Alltagsleben heraus keine einfache Antwort wissen auf die Frage, ob sie in einem Unrechtsstaat gelebt haben. Damit hat sich das vorletzte Bautzen-Forum eingehend beschäftigt. Und darauf deuten auch die besorgniserregenden Befunde, die uns die Sozialforschung immer wieder präsentiert: Dass eine ganze Reihe Ostdeutscher heute vor allem die Vorzüge des SED-Staates in Erinnerung haben und betonen. Und die Schattenseiten der Diktatur mehr und mehr ausblenden.

Diese Lebenssituation – von den Schattenseiten der Diktatur nur wenig betroffen gewesen zu sein und das wenige in über 20 Jahren mehr und mehr auszublenden und zu vergessen – diese Situation verschiebt Maßstäbe. Das macht für viele das Schwierige an der Frage nach dem Unrechtsstaat aus: Dass sie nicht wissen, welchen Maßstab sie bei ihrer Antwort anlegen sollen.

Ich habe von den vielen gesprochen, die weder Staatsmacht hatten noch Opfer wurden. Das war falsch. Denn auch sie sind Opfer gewesen. Sie waren ihrer Freiheit beraubt. Von der Staatsmacht DDR. Hier hatte nicht die Freiheit des Einzelnen grundsätzlich erst einmal Vorrang vor der Handlungsmacht des Staates. In der Diktatur DDR war es andersherum: Vorrang hatte die Handlungsmacht des Staates. Freiheit bekam der Einzelne allenfalls dort, wo er das autoritäre Handeln des Staates nicht behinderte. In den kleinen Nischen.

Es sind diese Nischen, die vielen eine einfache Antwort auf die Frage nach dem Unrechtsstaat schwer machen. Viele Leute haben diese winzigen Freiheitsnischen

im Hinterkopf. Und weiter vorn andere Dinge: Die Kinderbetreuung. Die Arbeitsplätze. Die niedrigen Mieten. Daran erinnert man sich. Weil das jetzt irgendwie fehlt. Was viele darüber vergessen, ist die Willkür, die Macht und die Gewalt, mit der der Unrechtsstaat DDR sie ihrer Freiheit beraubt und in die Unmündigkeit geschickt hat. Das vergisst man – weil Freiheit jetzt nicht fehlt.

Dazu kommt, dass der Lauf der Zeit die Bilder verblassen lässt. Dass in jedem Kindergarten Erich Honecker von der Wand blickte, wird vergessen. Dass die sicheren Arbeitsplätze in einer maroden Volkswirtschaft existierten, wird vergessen. Und dass unmittelbar neben den preiswerten Plattengebieten ganze Stadtkerne zu Ruinen zerfielen, auch das wird vergessen.

Freiheitsnischen im Hinterkopf, verblassende Bilder, soziale Probleme: In diese Situation kommt nun die manchmal fast inquisitorisch gestellte Frage: War die DDR ein Unrechtsstaat? Ja. Natürlich war die DDR ein Unrechtsstaat. Es gab zwar Recht und Gesetz. Aber die dienten eben nicht dazu, die Freiheit des Einzelnen zu sichern und zu schützen, sondern wurden missbraucht, um mit Willkür, Macht und in vielen Fällen auch mit Gewalt die Freiheit mit Füßen zu treten.

Und die Arbeitsplätze? Die Kinderbetreuung? Die niedrigen Mieten? Vielen kommt es heute so vor, als ob man sich zwischen dem einen oder dem anderen entscheiden müsste. Als ob der Preis für die Freiheit eben Arbeitslosigkeit, hohe Mieten und weniger Kinderbetreuung seien. Oder als ob ein Mehr an sozialer Sicherheit eben zwangsläufig mit einem Verlust an Freiheit verbunden wäre.

Das ist ein vollkommen verschrobener Maßstab – aber er ist in den Köpfen vieler Menschen, wenn sie die DDR beurteilen. Und so einfache Antworten, wie ich sie eingangs zitiert habe, drohen diesen Maßstab zu verfestigen. Und machen es den Leuten so schwer, mit der DDR-Vergangenheit umzugehen: Arbeitsplätze, Kinderbetreuung und niedrige Mieten sind kein Unrecht gewesen. Aber deswegen war die DDR noch lange kein Rechtsstaat. Der Raub der Freiheit durch den DDR-Staat hatte mit sozialer Sicherheit nichts zu tun. Der Raub der Freiheit diente der Durchsetzung einer politischen Ideologie. Gegen Widerstand. Und deshalb eben mit Willkür, Macht und Gewalt. Darin bestand das Unrecht des Unrechtsstaats DDR.

So erkläre ich mir, dass vielen Leuten die einfache Antwort schwer fällt. Das ist keine Entschuldigung für das Vergessen und die immer wieder aufflammende Ostalgie. Aber es ist eine mögliche Erklärung. Das schwingt auch mit, wenn der Sozialdemokrat Richard Schröder in seinem Vortrag auf dem vorletzten Bautzen-Forum vom Missbrauch der Sozialpolitik zum Ersatz für Bürgerfreiheiten sprach.

Das diskreditiert eben nicht die Arbeitsplätze, die Kinderbetreuung und die niedrigen Mieten – sondern die Diktatur, die Unrecht mit Wohltaten lindern will.

Was fängt man mit dieser Erklärung an? Da bin ich bei Immanuel Kants Traktat über die Aufklärung. »Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit«, heißt es dort. Der Mensch soll sich seines eigenen Verstandes bedienen. Und das eignet sich nun tatsächlich als Maßstab für die Bewertung eines Staates. Dem Unrechtsstaat DDR ging es darum, die Menschen unmündig zu halten. Einem Rechtsstaat hingegen muss es darum gehen, die Menschen aus der Unmündigkeit zu befreien. Und dazu dienen Recht und Gesetz genauso wie Bildung und soziale Sicherheit.

Die Menschen zum kritischen Denken zu ermuntern und sie zu befähigen, sich ihres eigenen Verstandes zu bedienen, den eigenen Verstand zum Maßstab zu machen und nicht die Ideologie einer Obrigkeit – das ist Aufklärung im besten Sinne. Und das ist im Übrigen auch beste sozialdemokratische Tradition. Der demokratische Rechtsstaat versteht das als seine Aufgabe – als Aufgabe des Staates und seiner Institutionen. Und als Aufgabe der Gesellschaft. In diesem Sinne leistet auch das Bautzen-Forum immer wieder einen wichtigen Beitrag zur Aufklärung. Deswegen bin ich sehr froh, heute hier zu sein. Und wünsche der Tagung einen guten Verlauf.



Grußwort

MARKO SCHIEMANN

Sehr geehrter Herr Matthias Eisel, sehr geehrter Herr Vorsitzender Harald Möller, sehr geehrte Frau Landtagskollegin Sabine Friedel, liebe Kameradinnen und Kameraden,

zu meinen Vorrednern möchte ich sagen: Ich spüre jetzt, welch schwierigem Thema Sie sich heute gestellt haben. Obwohl bei jedem Bautzen-Forum schwierige Themen im Vordergrund standen. Mir wurde in den Grußworten bisher klar, dass es eben nicht nur einen Schwarz-Weiß-Blick geben kann, dass es um der Gerechtigkeit willen Lebenslagen gegeben hat, die man von der Zeit her bewerten muss, und dass es eine riesige Lebensleistung der Menschen gegeben hat, die in diesen Regionen in der ehemaligen DDR gelebt haben. Und diese Lebensleistung ist bei keinem einzigen Bautzen-Forum irgendjemandem abgesprochen worden. Ich kann es selbst für mich in Anspruch nehmen. Mutter und Vater haben viel geleistet, damit die vier Kinder, und am Ende dann drei, auch in ihr Leben laufen konnten. Sie haben hart für wenig Geld gearbeitet. Und ich weiß, dass viele der hier Sitzenden eine vergleichbare Lebensleistung erbracht und

vielleicht noch mehr geleistet haben. Und dennoch muss man sich diesem Thema stellen. Es erfüllt mich mit großer Dankbarkeit, heute erneut als Gast und nunmehr vielleicht einer von Ihnen das 21. Bautzen-Forum in meiner Heimatstadt Bautzen/Budišin miterleben zu dürfen. Dankbar bin ich, dass viele der hier anwesenden Opfer seit vielen Jahren zur Mahnung und zur Erinnerung hier nach Bautzen kommen.

Meinen herzlichen Dank möchte ich an alle Veranstalter, die auch dieses heutige Forum ermöglichen, übermitteln. An die Friedrich-Ebert-Stiftung, die das seit vielen Jahren federführend macht. Mein Dank gilt Ihnen, Matthias Eisel, und allen, die mitgeholfen haben, vor allem den Damen, die in den Wochen viel Arbeit hatten. Ich danke Ihnen dafür ganz herzlich, weil ich der Meinung bin, dass dieses Bautzen-Forum deutsche Geschichte besser schreiben kann, als es Wissenschaftler an Universitäten jemals ergründen können. Denn nur hier gibt es die Möglichkeit, das Gespräch mit den Opfern zu suchen, das Gespräch auch mit der jungen Generation zu führen, die die DDR nicht mehr so im vollen Zuge erlebt hat, und dann auch die wissenschaftlichen Momente mit einzubringen. Ich glaube, dass es wichtig wäre, Sie weiterhin zu bestärken, dass dieses Forum auch in Zukunft in unserem Interesse weitergeführt wird. Gleichzeitig gehe ich davon aus, dass wir alle Kraft und Mut schöpfen können, um zukünftigen Diktaturen zu widerstehen und sie zu verhindern. Gerade im 20. Jahr der deutschen Einheit, der Wiedervereinigung des Vaterlandes und der Wiederbegründung des Freistaates Sachsen stehen wir besonders in der Verantwortung, an die Zeit vor der Friedlichen Revolution zu erinnern. Die Erinnerung muss sich gegen das Vergessen richten. Seit Jahren müssen wir uns gegen den Versuch einer immer stärker werdenden Verklärung, Vertuschung, Verschleierung der Geschehnisse in der DDR wehren. Deshalb bleiben Erinnerung und Aufklärung der Zeit des real existierenden Sozialismus unter Führung der SED ein wichtiges Anliegen des heutigen Forums, damit Verdrängung und Vergessen verhindert werden.

In besonderer Weise erinnern wir an die Opfer, die Hunger, Marter und Drangsalierung in der Haft erlitten haben. Gestern haben Sie dies in würdiger Form in der Gedenkstätte auf dem Karnickelberg getan. Erinnern möchte ich aber auch an den großen Häftlingsaufstand, der bereits angesprochen wurde. Ich gehe davon aus, dass es der größte Häftlingsaufstand in der ehemaligen DDR in einem Gefängnis war, und deshalb darf nicht vergessen werden, was die Menschen in der Haft auf sich genommen haben, dort den Vopos zu widerstehen, nachdem die russischen Bewacher abgezogen waren. Die Kameraden von Heynitz, Korbart, Mühle, Möller und andere haben oft davon berichtet: Das

Regime setzte auf Gummiknüppel und Folter und lebte von Denunziation. Folter in vielerlei Form und Spitzeldienste waren wichtige Grundlagen, damit die SED überleben konnte. Ich sage Ihnen hier deutlich, die Folter ist und bleibt ein prägendes Element einer jeden Diktatur. Folter beschreibt geradezu eine Diktatur. Deshalb ist es eine Mahnung an jede Demokratie, sich nicht in die Tiefen zu begeben.

Die DDR hatte bis zuletzt eine Verfassung mit Grundrechtselementen, die auf Papier geschrieben waren. Sie waren weder einklagbar noch umsetzbar, sie standen eben nur auf dem Papier. Deshalb waren sie nicht geltendes Recht. Wir hatten ein Gesetz, aber eben kein Recht in diesem Staat. Die Rechtsprechung war durch Parteilichkeit geprägt, eine Justiz im Dienste der SED, geschützt durch Partei- und Staatsorgane, oft ermittelt von der Staatssicherheit. Darauf hat auch der Landesbeauftragte Michael Beileites oft in seinen Stellungnahmen hingewiesen. Die Schule war ausgerichtet auf die führende Rolle der SED. Ideologische Beeinflussung zwang viele Kinder und Jugendliche, die Kirchenmitglieder waren, oft öffentlich in eine Minderheitenrolle. Aus eigenem Erleben muss ich dennoch sagen, dass es auch in meiner Zeit Lehrer gab, die vom Charakter her anständig waren und Möglichkeiten gesucht haben, uns eben nicht zu drangsalieren, sondern Wege gesucht haben, uns eben auch in den Gottesdienst gehen zu lassen, und menschlich anders mit uns umgegangen sind, als das vielleicht Lehrer in anderen Orten getan haben. Trotz des Drucks haben sich nicht alle verbiegen lassen. Sie werden sich sicher auch mit der Frage der beruflichen Entwicklung in der Diktatur befassen. Die Möglichkeit, das Gymnasium zu besuchen, wurde trotz guter Noten vielen verwehrt. Die Möglichkeit, ein freies Studium zu wählen, wurde trotz guter Noten vielen verwehrt. Die Frage des Berufsverbots in der DDR: In der Verfassung stand, dass ein freier Zugang auch zu öffentlichen Ämtern gewährleistet sein sollte. In der Volkspolizei waren 99 Prozent Mitglied der SED, und ein Prozent war Mitglied einer anderen Partei.

Willkür, Gewalt und Macht bekamen die Menschen in den kirchlichen Räumen besonders zu spüren. Und dennoch bildeten viele, die widerstanden, eben dieses Rückgrat der Friedlichen Revolution. Weil sie beharrlich für Recht, Gerechtigkeit, Freiheit, Bewahrung der Schöpfung und Demokratie standen. Dies darf in der Erinnerung nicht verloren gehen. Zum Ende der DDR sollen größere Geldbeträge und Vermögenswerte in die Schweiz, nach Liechtenstein, Luxemburg und Österreich geschafft worden sein. Sollte es gelingen, einen Teil dieses Volksvermögens wieder zurückzuholen und den Banken in der Schweiz zu entreißen, dann muss es den Opferverbänden zur Verfügung gestellt werden. Es muss für die

nächste Generation möglich sein, die Opferarbeit der Verbände weiterzuführen, auch wenn die Erlebnisgeneration nicht mehr unter uns weilt. Wer sollte von diesem Geld etwas bekommen, wenn nicht die Opfer, die auf so vieles verzichten mussten. Herr Matthias Eisel, ich bedanke mich nochmals, dass ich jetzt schon viele, viele Jahre hier zu Ihnen gehöre und das erleben kann, was ich mir nirgendwo anlesen kann. Ich wünsche Ihnen einen guten Aufenthalt im Freistaat Sachsen, in meiner Heimat, der Oberlausitz. Ich wünsche dem 21. Bautzen-Forum einen großen Erfolg. Ihnen persönlich wünsche ich Gesundheit und Gottes Segen.



Grußwort

CHRISTIAN SCHRAMM

Sehr geehrter, lieber Herr Möller, verehrte Kameradinnen und Kameraden des Bautzen-Forums, sehr geehrte Gäste und Referenten, zunächst möchte ich Sie sehr herzlich zum 21. Bautzen-Forum in unserer Stadt begrüßen. Es ist nicht nur ein besonderes Forum, weil es im 20. Jahr des wiedervereinigten Deutschlands stattfindet. Es ist auch besonders, weil es Ihnen persönlich und der Stadt Bautzen hilft, tiefe Narben in der Lebensgeschichte zu betrachten und aufzuarbeiten. Aus diesen beiden Gründen ist es mir in jedem Jahr erneut ein großes Bedürfnis, zu Ihnen zu sprechen.

Das Thema lautet in diesem Jahr: »Unrechtsstaat DDR – Willkür. Gewalt. Macht«. Als sich im vergangenen Jahr die gewaltfreien Demonstrationen von Leipzig, Dresden, Berlin und vielen anderen Regionen im Osten Deutschlands zum 20. Mal jährten, bin ich oft zu meinen Erlebnissen und Erfahrungen im Herbst '89 befragt worden. Der Fokus lag sehr konzentriert auf diesen zweifelsohne sehr wichtigen Tagen der Friedlichen Revolution. Es war mir aber immer ein Bedürfnis, auch den Weg dorthin aufzuzeigen, den Fragenden zu erklären, warum die Frauen und Männer mit diesem Land unzufrieden waren, in dem

Freiheit und Persönlichkeitsanspruch scheiterten. Und auch, wo meine ganz persönlichen Berührungspunkte mit dem System lagen. Dabei führte ich damals äußerlich ein scheinbar »normales« Leben wie viele andere junge Menschen. Aber wir kennen das Zitat: »Es gibt kein richtiges Leben im falschen.« Die Unzufriedenheit begann, als mir der Glaube schwer gemacht wurde, als ich nicht mehr die Musik machen durfte, die ich wollte. Und sie setzte sich fort, als mir die brutale Schädigung der Umwelt, die zunehmende Militarisierung der Gesellschaft und die immer stärkere Frustration der Bevölkerung über unsere Unfreiheit bewusst wurden. Städte zerbröckelten und die staatlichen Lügengespinnste wurden immer größer. Spätestens jetzt stellten sich meine Freunde und ich die Frage, ob man so weiterleben konnte oder ob man an diesem Zustand etwas ändern musste. Die Herbsttage 1989 haben gezeigt, dass es möglich war, weil sich Wahrheit und Freiheit nicht dauerhaft unterdrücken lassen.

Ich bin mir sicher, dass Ihnen ein solcher Lebenslauf bekannt vorkommt, wenn Sie selbst auf Ihre Zeit in der DDR zurückblicken. Die ganz persönlichen Konsequenzen für Sie waren hingegen ganz andere. Sie bekamen diesen Unrechtsstaat DDR am eigenen Leib zu spüren. Sie waren Opfer eines Machtapparates, der sich nur noch mit Gewalt und Willkür gegen die demokratischen Kräfte im eigenen Land zu wehren wusste.

Auch in der Stadtgeschichte hinterließ die Zeit tiefe Narben. »Mielkes Privatknastr«, »Gelbes Elend«, »Stasi-Knastr« – viele Menschen bringen die Stadt Bautzen bis heute zu Recht mit diesen Begrifflichkeiten in Verbindung. Das ist manchmal unangenehm, aber es ist auch wichtig. Bautzen hält mit seinem Namen die Erinnerung an ein schlimmes Stück deutscher Geschichte wach. Dieses Stück der deutschen Geschichte und der Stadtgeschichte kann man hier kennenlernen und begreifen, weil wir es nicht verheimlichen. Weil das Unrecht offengelegt wurde und sich Betroffene gegen eine zunehmende Verniedlichung der DDR wehren. Wer als Besucher nach Bautzen kommt, wird also neben der schönen Altstadt vielleicht und hoffentlich auch die Gedenkstätte in Bautzen II besuchen.

Im vergangenen Jahr gab es in Bautzen die Veranstaltungsreihe »Herbsthoffnung '89«. Künstler, Historiker, Fraueninitiativen, Jugendhäuser und Verwaltungen hatten eine Programmreihe initiiert, die sich besonders an die Generation richtete, die die Verhältnisse in der DDR nicht mehr bewusst erlebt hat. Es war eine von vielen Initiativen gegen das Vergessen. Doch die Arbeit geht weiter – in der Gedenkstätte, in den Schulen und für jeden Einzelnen, dem die 1989 gewonnene Freiheit mehr bedeutet als nur Reisenkönnen und persönlicher Wohlstand.

Das unerwartet friedliche Ende des Unrechtsstaates DDR war das Resultat der Bemühungen vieler demokratischer Kräfte, die gerade in dem Wissen über die Gefahren für Leib und Seele ein hohes persönliches Risiko eingegangen sind. Dass sich dieses Risiko gelohnt hat, steht außer Frage. Ob die Menschen von damals auch heute noch ausnahmslos gewillt sind, das gewonnene hohe Gut der Demokratie zu verteidigen, hingegen nicht. Vielleicht bietet das 21. Bautzen-Forum Gelegenheit, über diese Frage nachzudenken. Ich wünsche Ihnen dabei viel Erfolg.



Vortrag

JOACHIM GAUCK

Unrechtsstaat DDR – Willkür. Gewalt. Macht.

Der Verein »Gegen Vergessen – Für Demokratie e. V.«, dessen Vorsitzender ich bin, ist dieses Jahr erstmals Mitveranstalter des Bautzen-Forums. Unsere Vereinigung ist gerne in den Kreis der Veranstalter eingetreten, weil wir sicher sind, dass wir diese Kultur des Erinnerns brauchen: einer Erinnerung, die von Menschen getragen wird, die nicht nur als Zeitzeugen, sondern auch als Garant einer ganz eigenen Würde, einer eigenständigen Rechtsauffassung, einer eigenständigen und authentischen Liebe zur Freiheit, einer Sehnsucht nach Gerechtigkeit auftreten. Als Einzelpersonen verkörpern Sie all dies. Eine Gesellschaft wird arm, wenn sie die nicht sieht, die solche Erfahrungen und Haltungen als lebendige Menschen in eine Gesellschaft hineinragen. Manchmal ehrt man solche Menschen hoch, und dann werden sie wieder völlig vergessen. Sie haben dieses Auf und Ab der Würdigung Ihrer eigenen Lebensleistung schon erlebt, die Älteren schon mehrfach.

Ich denke an ein Beispiel: Vor vielen Jahren habe ich öfter hier in Bautzen mit Dieter Rieke, der leider unlängst verstorben ist, zusammengessen. Er hat mir erzählt, wie er als Sozialdemokrat darunter gelitten hat, dass das Schicksal der verfolgten Sozialdemokraten in einer bestimmten Phase der alten Bundesrepublik keine Aufmerksamkeit fand, obwohl die SPD durchaus stark war und teilweise regierte. Ich habe bei einem Bautzen-Forum eine sehr interessante Debatte mit ihm erlebt, als Hans-Jochen Vogel uns besuchte und hier sehr wichtige Worte gesprochen hat. Dieter Rieke erzählte mir damals, dass einige der ehemaligen Genossen vor lauter Frustration ihre eigene Partei, für die sie einst gelitten haben, verlassen hatten, dass er das aber nicht tun wolle. Dies ist nur ein Beispiel für die unterschiedliche Art von Würdigung und Annahme, die Menschen wie Sie in einer Gesellschaft erfahren. Es ist nicht nur so, dass Sie die Menschen, die mit Ihnen zusammenleben, an Ihre Schicksale heranbringen müssen. Sondern es gibt ein machtvolleres Element, den Zeitgeist, der ganz eigene Wege geht und der manchmal eine gewisse Ernsthaftigkeit, eine gewisse Würdigung, auch ein Ernstnehmen der Grundlagen, auf denen eine Gesellschaft beruht, gar nicht so sehr schätzt. Er sucht vielmehr ein eher lockeres Lebensschema, in dem alles, was weh tut, nicht oder nur am Rande vorkommt, in homöopathischen Dosen, wie man das in einer soap-opera gerade noch ertragen kann.

Ich habe mich entschlossen, nicht die einzelnen Wörter, die Sie sich hier vorgenommen haben, abzuarbeiten. Ich will nur eine Anmerkung zum Begriff Unrechtsstaat machen. Ihm wird immer vorgehalten, er sei nicht trennscharf, nicht exakt genug. Doch dann dürfte man den Begriff Rechtsstaat auch nicht verwenden. Denn auch dem Begriff Rechtsstaat sind natürlich Unschärfen eigen. Was heißt es denn, dass wir in einem Rechtsstaat leben? Dass alles, was im Lande geschieht, Recht sei? Dass unsere Gesetzgebung die Gerechtigkeit verkörpere? Das kann ja nun keiner, der den Rechtsstaat noch so liebt, sagen. Es ist so, wir benutzen dieses Wort, und zwar mit Recht. Weil dieser Staat eine Herrschaft des Rechtes kennt. In der politischen Debatte wird man immer auch Begriffe verwenden, die nicht mit äußerster Trennschärfe einherkommen, weil sie doch den Kern ansprechen, weil sie Debattenhilfen sind. So ist das in der populären öffentlichen Debatte. Und es muss schon verwundern, dass ausgerechnet eine politische Kraft, die sonst sehr großzügig mit unscharfer Begrifflichkeit ist, dass ausgerechnet aus der unaufgeklärten Linken diese heftige Kritik an dem Begriff des Unrechtsstaates kommt. Für mich würde diese Partei wirklich interessant werden, wenn sie endlich ein inneres '68 erleben würde. Wenn fortdauernd substantiell und glaubwürdig debattiert würde, dass man die Erinnerungsräume nicht nur für

das öffnen muss, was andere uns angetan, sondern auch für das, was wir selbst zu verantworten haben. Auch wenn es schwerfällt und wehtut.

Für mich ist die alte Bundesrepublik Deutschland zu einer neuen Würde gelangt, als es in der Post-68er-Generation eben nicht mehr darum ging, alles, was Schuld war, möglichst klein zu reden und am liebsten zu vergessen. Sondern als diese Nation zur Aneignung der Fakten über die Nazibarbarei und über den Krieg etwas anderes hinzutreten ließ. Und dieses andere war zu fragen: Und ich? Und meine Familie? Gehören wir nicht in diese Debatte hinein? Daraufhin entwickelte sich so etwas wie ein kathartisches Element in den öffentlichen Debatten der Deutschen im Westen. Plötzlich lief man eben nicht mehr weg vor der Schuld. Es gab eine Debatte, die geprägt war von Schuld und Scham und auch von Trauer. Natürlich hat es da Leute gegeben, die vorangingen. Es gab ein wichtiges Ehepaar, die Mitscherlichs, die den Deutschen ein Buch von der Unfähigkeit zu trauern geschrieben haben. Vergessen wir es nicht, es waren fast schon zwei Generationen vergangen, als sich eine substantielle Veränderung im kollektiven Gedächtnis der Nation ereignet hat. Dies hat mir erlaubt, dem Begriff Deutschland überhaupt wieder näherzutreten. Denn für mich hat das Land dadurch Glaubwürdigkeit bekommen: wenn man dem eigenen Dunkel und der eigenen Schande nicht mehr entfliehen muss, sondern dort hinschaut, nach Verantwortlichkeiten fragt, auch dort noch hinschaut, wo strafrechtliche Verantwortung zu ahnden ist. Wenn aber darüber hinaus, im Sinne von Karl Jaspers, Schuld nicht nur dort gesucht wird, wo kriminelle Schuld ist, sondern auch wo moralische Schuld, politische Verantwortung und sogar metaphysische Schuld aufzuarbeiten ist, dann verändert sich eine Gesellschaft, und sie wird glaubwürdig; für uns selber und für andere, auch für die, denen wir bitteres Unrecht getan haben. Manchmal komme ich mir in Teilen der ostdeutschen Gesellschaft so vor, als würde ich umherirren wie einst im Westen die verfolgten Nazis, die dort alles sagen durften, die publizieren durften, die ihre Verbände hatten, aber die immer in einem gewissen Abseits gegenüber der Mehrheitsmeinung standen. Das hat sich geändert. Es ist mir sehr bewusst, dass das lange gedauert hat. Da der Kommunismus sehr viel länger als die widerwärtige braune Diktatur gelebt hat, kann es sein, dass dieses innere Erwachen, auf das viele von Ihnen zusammen mit mir sicherlich warten, nicht nur von einigen wenigen einzelnen Personen in diesem Lager gelebt wird, sondern zu einem kollektiven Element der inneren Einkehr wird. Dann würde dieses Lager für mich plötzlich ernst zu nehmen sein. Ich würde vielleicht ihre linken Vorstellungen nicht teilen, aber ich würde sie für viel glaubwürdiger halten, als sie es jetzt mit ihren Stasi-Spitzeln, Nomenklaturkadern



und roten Reaktionären sind, die unser Land zum Teil bis in ihre Führungsspitze verunsichern.

Ich bin damit bei einem Thema, bei dem eine ganz unpolitische Sache eine Rolle spielt, nämlich die Zeit. Ich will mit Ihnen darüber nachdenken, dass es noch eine ganze Zeit dauern wird, bis wir in dem von mir angedeuteten Sinne auch bei der Aufarbeitung der kommunistischen Diktatur so etwas wie ein allgemeines kathartisches Element erleben. Wir können nicht prognostizieren, ob es überhaupt passieren wird. Denn als das passierte, was ich von Westdeutschland in der 68er-Ära und danach beschrieben habe, handelte es sich um ein relativ geschlossenes System. Alle Menschen, die dort Teilnehmer des Diskurses waren, hatten denselben Erlebnis- und Erfahrungshintergrund. Freilich, einige waren unten, einige oben, andere waren links, andere rechts, die dritten gar nichts. Aber sie stammten aus einem Gemeinwesen. Die Debatte über die Vergangenheit des Kommunismus und meine Erwartung, dass es endlich irgendwann einmal so ein kathartisches Element geben wird, ist dadurch erschwert, dass die Diskurshoheit im östlichen Teil Deutschlands natürlich eine westdeutsche ist.

Die westdeutsche Kultur dominiert. Mit Recht. Es ist die westliche Rechtsstaats-erfahrung. Es ist eine starke geistige Dominanz an den Universitäten. In unseren Theatern sind es westliche ästhetische Leitlinien, die einen ganz bestimmten Stil prägen. In unseren Medien, überall ist es so, dass wir uns miteinander unter-

halten, als wären wir alle Wessis. Deshalb haben viele Ostdeutsche das Gefühl, sie müssten nun, um gegenüber den Mehrheitsdeutschen – mehr als vier Fünftel der Deutschen sind Wessis – nicht allzu schlecht abzuschneiden, noch etwas rumtrotzen: Right or wrong, my country. Wir Deutschen sollten eigentlich wissen, dass dieser alte Grundsatz, der in der englischen Sprache überliefert wird, großer Mist ist. Denn ich möchte nicht zu meinem Land »mein Land« sagen, wenn es alles falsch macht. Das ist ein alter, ein überholter Patriotismus, der aus der Zeit des Nationalismus kommt. Gerade Sie als gebrannte Kinder werden wissen, dass wir niemals sagen dürfen: Right or wrong, my country. Nein, wir nennen dieses Land unser Land, weil es unsere Würde achtet, weil in seinem Grundgesetz unsere Würde die zentrale Rolle einnimmt. Und weil es unsere Würde mit Rechten ausstattet, die jedem Einzelnen, auch dem schrägsten Typen, zustehen. Und weil es uns Instanzen gibt, die wir in der DDR nicht hatten, die Verwaltungsgerichte und das Verfassungsgericht, die jedem Einzelnen erlauben, seine eigenen Rechte einzuklagen. Aus einer Fülle von anderen ermächtigenden und Rechtssicherheit schaffenden Erlebnissen und Tatsachen in diesem Staat entsteht eine ganz besondere Beziehung, die die Menschen, die die politische Sprache lieben, Verfassungspatriotismus nennen. Ich weiß, dass nicht jeder Mensch mit Verfassungspatriotismus satt wird. Manche können das nicht, weil sie keine besonders intensive Beziehung zu Verfassungen haben und gar nicht politisch denken. Diese Menschen brauchen vielleicht einen anderen Patriotismus. Aber er muss mit dem Verfassungspatriotismus kompatibel sein. Leute wie Sie werden davon Zeugnis abzulegen haben, dass wir unserem Land zugeneigt sind, weil es seine Schuld bearbeitet, bereut hat und weil es uns Rechte gibt, die Sie und ich und die meisten Älteren zweimal von ihren Herrschern nicht bekommen haben. Warum ist nun eine so einfache Sache einem Teil der Bevölkerung so schwierig zu vermitteln? Ein Hinderungsgrund in den eher altlinken Milieus im Osten ist, dass sie den selbstkritischen Diskurs nicht mögen, weil sie dann alt aussehen würden gegenüber denen, die die Diskurshoheit haben, gegenüber den Wessis. Das ist natürlich ein bisschen kindisch. Denn wenn es um Schuld geht, um Versagen, um Verantwortung, ist weniger interessant, wie viel davon der andere hat. Vielmehr müssen wir irgendwann begreifen, dass es darum geht, dass wir arbeiten, was wir an Schuld und Verantwortung gehabt haben. Aber da sind sie noch nicht.

Etwas anderes steht auch im Wege. Und das ist die Tatsache, dass wir in Deutschland zu einem großen Teil auf einem unverhältnismäßig guten Fuß mit unseren jeweiligen Regierungen stehen. Es scheint, als gäbe es eine unverrückbare Nei-

gung in diesem Land, sich unabhängig von der Herrschaftsform mit den Herrschenden gutzustellen. Ich weiß, dass es auch andere Länder gibt, die so sind. Aber es gibt auch Länder, die nicht so sind. Von Bautzen aus ist Polen nicht weit entfernt. In Polen war die Liebe zur Freiheit immer ein Korrektiv, was die Einstellung zur jeweiligen Herrschaft betrifft. Man hat auch gedient, man war auch unterworfen. Aber doch nicht wie hierzulande. Dort war Raum für die eigene Freiheitsliebe. Und daraus erwächst dann plötzlich Gestaltungskraft. Natürlich haben wir nicht so ein Sprichwort wie: »Glaube niemandem, der dir sagt, dass du mit dem Kopf nicht durch die Wand kommst.« Wir würden natürlich als Deutsche sagen: »Wie blöd, erst einmal muss man gucken, ob die Wand eine Tür hat, dann kann man ja viel besser durch die Tür gehen.« Das mag richtig sein. Aber bei der Freiheitsliebe, die uns von Dingen träumen lässt, die unwahrscheinlicherweise dennoch geschehen können, können wir viel lernen von denen, auf die wir manchmal gerne herabblicken.

Ein deutsches Spezifikum ist also, dass wir mit unseren Herrschenden ganz gut stehen. Das hat nicht nur politische Gründe, sondern auch historische und psychologische. Es gibt die Theorie eines amerikanischen Historikers, nach der das gute Verhältnis der Deutschen zu Obrigkeiten uralte sei. Es komme aus der Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg. Damals sei die Landesherrschaft diejenige Autorität gewesen, die dem Einzelnen Lebenssicherheit gab. Zum ersten Mal wurden die Lebenssicherheit und eine gewisse Rechtssicherheit nach dem Krieg einfach durch die faktisch existierende Herrschaft der Landesherren gesichert. Aus lauter Dankbarkeit habe dann der deutsche Mensch seine Obrigkeit auch in künftigen Generationen ans Herz gedrückt. Ich bin kein Historiker, ich verbürge mich nicht für die Wahrheit dieser Theorie, aber ich will sie doch mitteilen. Es könnte sein, dass es solche historischen Gründe gibt.

Ich will aber einmal die psychischen Welten, die Binnenwelten der Menschen anschauen, um zu beschreiben, was Menschen eigentlich davon haben, wenn sie in guter, gehorsamer Gefolgschaft leben. Das ist eigentlich ganz einfach, das kennen wir alle. Denn jeder hat ja seinen Raum der Unterwerfung. Wenn Sie sich also im politischen Leben nie unterworfen haben, dann kennen Sie trotzdem Unterwerfung. Entweder haben Sie zu Hause eine Ehefrau oder einen Ehemann, oder Sie haben einen Chef. Wer auf der einen Seite kämpfen kann, kann auf der anderen Seite trotzdem kriechen. Wir wissen alle, dass es mitunter vorteilhaft sein kann, sich anzupassen und zu gehorchen. Ich selber habe seit vielen Jahren in meinen politischen Vorträgen eine ganze Menge gegen Anpassung gesagt. Ich finde auch, dass die Anpassung phasenweise wie Mehlnau über unserem Land lag.

Ich habe das wirklich über viele Jahrzehnte erlitten. Irgendwann habe ich gelernt, dass dieses Sich-Einrichten in der Ohnmacht, dieser Überlebenskampf zur Absicherung eines kleinen Bereichs, in dem ich noch selbstbestimmt leben kann, etwas sehr Starkes in sich enthält. Es gibt einen sehr klugen Mann, den ich oft zitiere, Zygmunt Baumann, ein polnisch-jüdischer Soziologe. Der fragt: Wie kommt es eigentlich, dass unsere Vernunft in Zeiten der Diktatur in der Regel auf Seiten der Unterdrückter ist und nicht auf Seiten der Zivilcourage? Wir lieben doch alle die Zivilcourage und bewundern sie. Warum ist unsere Vernunft dann in der Regel nicht dort? Ja, es ist sogar unvernünftig, in der Diktatur zu leben und Zivilcourage zu haben, es bringt ja nichts.

Kürzlich habe ich mich in meinen Lebenserinnerungen an meinen Bruder Eckart erinnert und erzähle manchmal von ihm. Eckart war kein großer politischer Kämpfer, sondern ein einfacher, anständiger Kerl, der von Beruf Seemann war. Ich erzähle die Passage aus seinem Leben, als er sein Patent als Schiffingenieur hatte und zur Kaderabteilung vom VEB Seereederei Rostock ging. Er legte das Papier hin, und der Kadermensch sagte: »Na, Eckart, du bist wohl Ingenieur geworden. Ja und, bist du schon in der Partei?« Das war jetzt die Phase der ideologischen Überzeugungsarbeit – in der Spätphase der DDR gab es das in der Kurzfassung in einem Satz. Und es kam auch die Kurzfassung der langen argumentativen Antworten: »Nö, für die wichtige Frage fühlte ich mich bisher noch nicht reif genug.« Da sagte der andere – auch wieder in Kurzfassung: »Ja, wenn du dafür nicht reif genug bist, wirst du wohl auch an Bord nicht reif sein, eine Führungsaufgabe zu übernehmen, sehe ich das richtig?« Eckart, wieder ganz kurz: »Nö, das siehst du falsch. Ich habe die Erfahrung und das Papier.« Der Kadermensch sagte: »Aber wie du das siehst, darauf kommt es ja nun gar nicht an. Sondern wie wir das sehen.« Als Bruder Eckart sich auf dem Hacken umdrehte und von draußen die Tür zumachte, war klar, dass er natürlich keine Leitungsfunktion bekommen würde. Und ich kann doch nun nicht denen böse sein, die anders gehandelt haben als Bruder Eckart. Weil ich weiß, dass Menschen sich anstrengen und lernen, um was zu werden, um einen Platz im Leben zu haben. Soll ich nun jedem Doktor böse sein, der in die SED gegangen ist, nur weil ich nicht reingegangen bin. Das geht natürlich nicht. Ich hätte nur gerne, dass die, die reingegangen sind, sich gelegentlich mit den anderen unterhalten. Wenn ich in meine alte Heimat nach Wustrow fahre, kehre ich gerne in einem alten Haus ein, in dem ein Kapitän mit Vornamen Peter wohnt, der nie in die SED eingetreten ist. Er ist aber auch nie als Kapitän gefahren, genauso wenig wie mein Bruder Eckart als leitender Ingenieur. Wenn wir in dieses Land gehen,

finden wir keine einzige Schule, in der der Direktor nicht in der SED gewesen wäre. Meinen Sie denn, alle Leute haben die gleiche Erinnerung? Es ist doch klar, dass die Kapitäne und die Ingenieure, die dann schnell unterschrieben haben, eine andere Erinnerung als Eckart und Peter haben.

Damit komme ich noch einmal zurück auf diese fatale Sache mit unserer Vernunft. Die alten Aufklärer wussten sehr wohl, dass unsere Vernunft ein ambivalentes Ding ist. Sie lehrt uns, die größten Dinge zu erkennen. Wir alle brauchen analysefähige Intellektuelle. Wir brauchen den Arzt, der wirklich durchblickt. Wir brauchen den Mathematiker und Statiker. Was wir weniger brauchen, ist ihre Fähigkeit, Ausreden zu erfinden und jedem auch noch so dreckigen System zu dienen. Aber wir kriegen nicht das eine oder das andere. Und weil unsere Vernunft eben ein verführbares Element ist, haben die glaubenden Menschen auch immer versucht, ihrer Vernunft etwas an die Seite zu stellen, ihr ein Regulativ zu geben. Das haben auch andere gemacht. Die haben dann aus philosophischen oder allgemeinen menschlichen Gründen versucht, die Vernunft, wenn sie sich einen allzu schnellen Weg nach oben erdacht hatte, zu bremsen und zu sagen: »Wenn du das machst, kannst du dich dann selber noch ertragen, kannst du dich im Spiegel anschauen?« Es ist aber nicht so leicht, wie wir es oft denken, dass nur Feigheit, Niedertracht oder Bössartigkeit ein System wie die DDR-Diktatur oder auch die vorhergehende Diktatur konstruieren. Vielmehr konstruieren wir alle mit. In unseren eigenen Familien, auch in den Familien der Widerständler, gibt es Menschen, die sich oft genug auf die Seite der Sicherheit bringen, wenn sie eigentlich noch die Wahl hätten, etwas mehr für die Freiheit des Geistes, für Anstand und für Rechtlichkeit zu tun.

Wenn wir nun unsere Zeit angeschaut haben als einen eher unpolitischen Versuch, auf die sichere Seite zu kommen, dann sollten wir auch den Versuch machen, uns die unterschiedliche Art der Stützung und Stabilisierung des Systems DDR noch einmal gegenseitig wachzurufen. Es war ja nie so, dass eine Mehrheit der DDR-Bevölkerung auf Seiten des Regimes war. Das ist ja anders als in der braunen Diktatur. Aber es hat trotzdem wunderbar funktioniert, und wir lernen also, dass es fatal ist, wenn man diese, den Deutschen lange sehr vertraute Teilung macht zwischen der Binnenwelt, in der noch Freiheit lebt und der Außenwelt, in der ich einfach nur gehorsam bin und folge. Wir spüren plötzlich: Eine Diktatur lebt nicht nur dadurch, dass es eine Verbrecherhorde oder Sadisten gibt, sondern sie lebt, weil wir mit unseren Kräften ja auch hochkommen wollen, überwintern wollen. Die Diktatur lebt, weil wir uns eine Haltung angewöhnen, die ich gerne als eine unüberzeugte Minimalloyalität bezeichne. Ich gehe dann



immer friedlich mit mir nach Hause: »Also, ich denke ja gar nicht so wie die, ich bin innerlich völlig anders.« Aber es kann geschehen, dass ich äußerlich immer dabei bin. Denken Sie mal daran, als wir zur Mai-Demo gingen. Wir gingen da vielleicht mit, oder wir gingen nicht mit. Aber wenn wir mitgingen, haben wir gedacht, ach diese Trottel, die grinsen da und winken noch rum, ich bin ja anders – und gehe mit. Oder wie viele von uns sind natürlich am Wahltag ins Wahllokal gegangen. Sollten sie denn blöd sein und sich abschießen lassen? Nun hatten sie schon so viel getan, um in ihrer Produktionsgenossenschaft des Handwerks Meister zu werden oder um vielleicht Sportlehrer zu sein – sollten sie jetzt so blöd sein und sich jetzt abschießen lassen? Ich werfe ihnen das auch gar nicht vor. Ich möchte nur, dass sie sich mal umdrehen und daran denken, was sie gefühlt haben, als sie mit den anderen mitgegangen sind, als sie in die Wahlkabine gegangen sind. Sie sollten das mal tun, nachdem sie schon einmal gewählt haben. Mir sind solche Dinge eigentlich viel zu spät aufgefallen. Ich hätte sie gerne eher gewusst.

Als ich das erste Mal meine Regierung in geheimen, freien und gleichen Wahlen wählen durfte, war ich 50 Jahre alt geworden. Ich werde das nie vergessen. Es war der 18. Mai 1990. Ich war selber Kandidat. Aber darum geht es mir bei dieser Geschichte gar nicht. Als ich damals aus dem Wahllokal kam und mir die Tränen

über die Backen kullerten und ich angeschaut und gefragt wurde, was mit mir sei, sagte ich: »Ich freue mich, das sieht man.« Aber wenn ich diese Geschichte erzähle, habe ich jetzt im Nachhinein gemerkt, dass ich in diesem Moment starke Gefühle hatte: Ich war ein mitteleuropäisch akademisch ausgebildeter Mensch und habe 50 Jahre lang nicht wählen dürfen, was in anderen Teilen Europas schon die Großeltern und Urgroßeltern durften. Deshalb war ich jetzt glücklich. Ich hatte selber daran mitwirken dürfen, dass wir jetzt wählen. Mein Glück war mit Händen zu greifen. Ich konnte meine Finger an meine Wangen legen und spürte mein Glück. Es kam in einer merkwürdigen Form heraus, aber es war da. Jetzt, später, als ich das einmal für mich aufgeschrieben habe, frage ich mich, was ich gefühlt habe, als ich früher in den Wahlraum gekommen bin. Nun, ich war frech und außerdem Pastor, ich konnte mir was leisten. Ich bin in die Kabine gegangen, wie es sich für einen gehört, der ein bisschen oppositionell ist, und habe da mein Ding gemacht. Aber wo waren eigentlich die Gefühle der Entfremdung, der Peinlichkeit? Wo war mein Zorn, meine Traurigkeit, dass ich ein Sklave war? Die hatte ich mir abtrainiert. Denn Traurigkeit hätte mich damals geschwächt. Ich wollte dagegen ankämpfen. Aber es ist nicht gut, wenn man sich ganz authentische Gefühle abtrainiert. Es ist für keinen von uns gut, weder für die ehemaligen Opfer, nicht für die Widerständler, aber auch nicht für die Mitläufer und die Täter.

Wenn sich die Täter nicht erinnern wollen, auch an ihre Gefühle nicht, dann wissen wir ganz genau, warum. Sie scheuen die Auseinandersetzung mit ihrer eigenen Verantwortung. Aber kommen wir doch zu der großen Gruppe derer, die eben durch dieses Verhalten einer unüberzeugten Minimalloyalität geprägt waren. Die nicht überlegt haben, welche Wahl sie haben, ob sie alles mitmachen müssen. Tatsächlich gibt es in jeder Diktatur Menschen, die abständig sind – nicht genügend, die widerständig sind –, aber es gibt Oppositionelle sogar noch im Krieg. Es gibt Menschen, die für ihre politische Wahl sogar ihr Leben riskieren. Aber das erwarte ich doch gar nicht von allen. Wir sind doch nicht alle zu Märtyrern geboren. Was man allerdings erwarten und worauf man bei der Erinnerung stoßen könnte, ist, sich noch einmal der Tatsache bewusst zu werden, dass wir immer irgendeine Wahl hatten. Wir hatten nicht die Option, ob uns unsere Regierung regieren soll oder nicht. Aber im Betrieb hatten wir Möglichkeiten: Willst du nun Mitglied in dieser Partei sein oder nicht? Gehst du lieber in eine Blockpartei oder lehnt du das auch ab? Auch für die, die drin waren, die mitgespielt haben, gab es noch Optionen: Willst du auch noch für die Stasi aktiv sein? Ich habe einen Freund, der war so kommunistisch, das er auch das noch

gemacht hat. Er ist dann später übrigens aus dem linken Denken heraus systemkritisch geworden. Aber er hatte sich damals dabei nichts gedacht.

Ich kenne es aus Stasi-Unterlagen, dass man sich nichts dabei gedacht hat: Ein Genosse in der Armee sollte IM der Stasi werden. Der Stasi-Offizier sagte zu ihm: »Hier in deinem Zug, das ist ja alles furchtbar, so viele Säufer, aber du bist ok, mit dir arbeiten wir zusammen. Wir treffen uns regelmäßig, und du wirst uns ein bisschen einschätzen helfen. Das ist gut für den Sozialismus.« Der Gefragte erbat sich Bedenkzeit und sagte nach einer Woche: »Ich finde nicht, dass es gut für den Sozialismus ist. Denn beim Aufbau des Sozialismus muss ich meinen Genossen in die Augen schauen können. Und das kann ich nicht, wenn ich hinter ihrem Rücken mit euch über sie spreche. Sprecht mit mir offiziell, sodass ich das auch mit meinen Genossen besprechen kann, dann können wir zusammen arbeiten, so verstehe ich den Aufbau des Sozialismus.« Da hat einer seine Wahl gehabt und getroffen. Er hat sich vorher entschieden, in der Partei zu sein – das finde ich blöd, aber für ihn war das eine Entscheidung, die ihm Vorteile brachte oder von der er überzeugt war. Aber trotzdem hat er an einem ganz bestimmten Punkt eine andere Wahl getroffen als die, die von ihm erwartet wurde.

Vorhin wurde über Lehrer gesagt, dass sie nicht alle gleich waren. Das wissen wir alle, die wir in der DDR aufgewachsen sind. Es gab immer Lehrer, die wir geliebt haben, weil sie eben anständig waren. Sie hatten ihre Wahl getroffen. Sie wollten auf unsere Seite und nicht auf die Seite derer, die uns als Magier einer schwarzen Pädagogik in Rot begegnet sind, uns und unsere Kinder klein und unfähig zur Bürgerexistenz gemacht haben. Sie wollten eigentlich etwas anderes. Und im Rahmen des ihnen Möglichen haben sie das ihnen Mögliche gewagt. Diese Menschen sind es nun wieder, die sich erinnern, dass sie zu wenig getan haben. Diejenigen aber, die sich nie gefragt haben: »Welche Möglichkeit habe ich noch, ich zu sein?«, die mögen sich natürlich überhaupt nicht erinnern. Denn das würde wehtun. So kommen wir dazu, dass wir zweierlei Arten von Nostalgie kennen. Einmal die, die von roten Reaktionären gepflegt wird so wie seinerzeit von braunen Reaktionären. Diese Form von Nostalgie ist politisch klar zu erkennen, und man kann sie auch klar bekämpfen. Sie hat einfach sehr, sehr schwache Argumente. Ihre Vertreter wollen ja einen Systemwechsel und haben kein System an der Hand, das unserem Rechtsstaatssystem überlegen wäre. Sie haben kein System an der Hand, das uns jemals diese Fülle an Bürger- und Menschenrechten und auch an Wohlstand gegeben hätte. Aber sie behaupten trotzdem, wir brauchten einen Systemwechsel. Das ist ja einfach Aberglaube. Das kann man leicht bekämpfen. Man muss nur manchmal etwas Mut haben.

Sehr schwer zu bekämpfen ist dagegen eine Nostalgie, die unpolitisch daher kommt. Denn sie ist, wie wir alle sind: Wenn wir uns erinnern, soll es bitte schön sein. Wenn Sie sich erinnern – bei der Goldenen Hochzeit, beim 70. oder 85. Geburtstag –, dann erinnern Sie sich doch nicht am liebsten an die Krisenzeiten Ihres Lebens, oder wie Ihnen Ihr Mann oder Ihre Frau weggelaufen ist oder was Sie alles für einen Mist gebaut haben. Sondern Sie erinnern sich, wie Sie Ihr kleines süßes Kind im Alter von drei Jahren angeschaut hat. Wenn wir im Krankenhaus liegen und an uns herumgeschnitten wird, dann stellen wir uns vor, was wir früher für ein toller Hecht waren und was für ein strahlender, sportlicher Typ. So ernährt sich unsere Seele von diesem Schönen aus unserer Vergangenheit. Das ist normal. Das ist auch im öffentlichen Raum normal. Menschen neigen dazu, Schmerzen zu vermeiden, wenn sie sich erinnern. Wir müssen nicht jede Art von Nostalgie als eine Schandtat der PDS oder der noch Schlimmeren beschreiben.

Aufpassen müssen wir jedoch bei der wohlmeinenden Schönung der Vergangenheit, dieser Form der seligen, selektiven Erinnerung auf politischer und auf unpolitischer Ebene: Oma und Opa waren nicht in der Nazipartei, sie hielten auch nichts vom Führer, aber selbstverständlich wussten sie nach dem Krieg, dass beim Führer auch nicht alles schlecht war. Das wussten doch alle, das mit der Autobahn und der Vollbeschäftigung. Mit der Autobahn hatte es die DDR nicht so, also setzen wir statt Autobahn Kinderkrippen ein. Und dann haben wir also Zucht und Ordnung, Arbeit und die Kinderkrippen. Sie können auch sagen Goldmedaillen, wenn Sie Sportfreund sind. Das kann man sich immer zusammensuchen. Ich war im vergangenen Jahr in vier südamerikanischen Ländern, in denen eine Diktatur geherrscht hatte. Ich habe immer dieselben Typen getroffen. Nur träumten sie nicht von unserem Sozialismus, sondern von General Pinochet: »Es war auch nicht alles schlecht bei Pinochet: Zucht und Ordnung, und diese Chaoten waren gebändigt.«

Was kann man also dagegen tun? – wenig; weil es ein Schutzmechanismus ist. Aber trotzdem können wir etwas tun. Wir können mit ganz normalen Menschen sprechen und sie nicht gleich als Systemträger von einst attackieren. Wir können sagen: »Weißt du, wenn ich mich erinnere, fällt mir dies und das ein.« Und dann erzählen wir eben von Bruder Eckart oder von Mutter Martha oder von Großmutter Wilhelmine. Dann erzählen wir, wie es war, als ich im Betrieb war und doch nur Klemptner, aber in der Kampftruppe plötzlich eine Waffe tragen sollte. Und wenn ich das nicht machte, dann war das ganz schlecht für die Brigade. Und dann erzähle ich mal, wie ich mich gefühlt habe, als ich vor der Wahl stand, ob



ich bei der Kampftruppe mitmache oder nicht. Alle diese Lebensgefühle, die wünschte ich mir erzählt. Denn wir müssen unsere Erfahrung denen zur Verfügung stellen, die sich erinnern wollen, ohne dass es wehtut. Vielleicht fangen einige an, dass sie dann auch die Tür dieses verschlossenen Raumes öffnen. Irgendwann kann es passieren, dass ein Erschrecken über sie kommt. Es gibt ja dieses Erschrecken in unserer Gesellschaft, wir bemerken es nur nicht immer. Und es gibt diese umgekehrten Leute, es gab sie schon zu DDR-Zeiten.

Ich war gestern mit jungen Leuten zusammen, die im Hause Springer mit Preisen für junge Journalisten ausgezeichnet worden sind. Ich saß zufällig mit einem jungen Mann zusammen, der gemeinsam mit einer jungen Frau einen Film über einen DDR-Menschen gemacht hat: »Brief an meinen Vater.« Der Vater wollte nicht mitwirken, er war in Mitteldeutschland ein hoher SED-Parteifunktionär. Es war unglaublich bewegend, das Bedürfnis dieses Mannes zu erleben, dem Vater einfach Fragen zu stellen. Der Vater wollte nicht mitwirken, aber wir hörten einen eingespielten Satz am Telefon, dass er an diesem Filmwerk nicht mitwirken wolle. In wohlgesetzten Worten, man sah direkt das Gesicht, das zu diesen halb-sächsischen Worten gehörte. Sein Sohn quält sich ab, sein Enkelkind genauso. Es ist ein Ersatzleiden. Wie nach dem Krieg fangen zum zweiten Mal diejenigen einer Generation, die keine Verantwortung und Schuld haben, an, die Gefühle

der Eltern ins Leben zu rufen. Das ist unglaublich bewegend. Und unglaublich schmerzhaft, wie lange Menschen sich verschließen können.

Es ist mir wichtig, dass wir begreifen, dass nicht jeder, der nostalgisch denkt, ein verkommener Reaktionär ist. Es sind manchmal einfach ganz normale Menschen. Und sie fürchten sich vor den dunklen Gefühlen. Deshalb können Menschen, die von der Seele etwas verstehen, Psychologen und Psychotherapeuten, uns die Politik, die uns so drückt, und die Haltungen von Menschen, die uns so unverständlich sind, manchmal besser erklären. Das hilft uns auch, weil wir dann nicht hassen müssen, sondern verstehen dürfen. Ihnen würde das auch helfen. Denn ich kenne Menschen, die so viel geschlagen und gedemütigt worden sind, dass sie in einem Dauergroll leben. Und jeder, der nicht spricht wie sie, wird von ihnen verdächtigt. Landen Sie bitte nicht in dieser Ecke! Niemand wird glücklich, wenn er sich im Dauergroll einrichtet. Unser Bemühen soll so sein: Wir wollen zu dem stehen, was wir gelebt haben. Jeder soll seine Verluste benennen dürfen. Wir wollen auch sagen: Schaut uns an. Wir sind nicht das, was die Geschichtswissenschaft von uns denkt. Für die Hardcore-Historiker ist der Zeitzeuge ein Feind, das wissen Sie ja schon. Aber Sie dürfen sich nicht als Feind der Wahrheit verstehen. Sondern Sie müssen sich als Freund oder Freundin Ihres eigenen Lebens verstehen. Und Ihr eigenes Leben hat eine Würde, die ans Licht gebracht sein will, die dürfen Sie erzählen. Ich bitte Sie, sie auch zu erzählen und sie nicht zu verschweigen. In diesem Erzählen erwacht in denen, die zuhören, die noch zuhören können, dann vielleicht das Bedürfnis, den dunklen Räumen der eigenen Geschichte näherzutreten. Dorthin zu gehen, wo man sagen muss: »Ja, dumm gelaufen.« Der nächste Schritt ist dann: »Dumm gelaufen ist zu wenig, ich habe ja mitgemacht, das war ja wohl ein Fehler.« Der nächste Schritt ist: »Fehler ist zu wenig, das war Schuld, ich habe versagt.«

Wenn dieses Stadium eintritt, wird es sehr interessant. Ich bin Menschen begegnet, die an solchen Punkt waren. Einer von ihnen heißt Günter Schabowski. Ich habe Folgendes – auch mit unbekannten Leuten – erlebt: Wenn Sie einem solchen Mann gegenüberstehen, der Sie 30 oder 40 Jahre lang unterdrückt hat, und an ihm sehen, dass er bei dieser Wahrheit angekommen ist, vergeben Sie ihm schneller, als Sie denken können. Denn Wahrheit evoziert eigene Gesetzmäßigkeiten. Wahrheit macht uns gütiger und vergebungsbereit. Lüge stachelt uns zu Trotz, Hass und Zorn auf. Deshalb wirken immer zwei Parteien mit, wenn sich ein Land innerlich versöhnen soll. Es geht nicht so, dass man immer zu den Opfern von einst sagt: »Ihr stört, versöhnt euch doch bitte.« Versöhnung erwächst vielmehr immer aus einem Prozess. An diesem Prozess gibt es ein unglaublich

wichtiges Element: die Wahrheit. Wenn unsere einstigen Peiniger, Unterdrücker und Gegner, wenn die, die uns die Menschenrechte rationiert und die Bürgerrechte gestrichen haben, wenn die, die uns den Rechtsstaat nicht gegönnt haben, zu dieser Wahrheit kommen, zu der Erkenntnis, dass sie dafür Verantwortung hatten und ihnen das Leid tut, dann wird sich dieses Land versöhnen. Und so lange es das nicht tut, trotzt es. Wir wissen das aus der Politikgeschichte. Nicht nur Menschen haben eine Trotzphase, auch Völker können eine haben, auch Teilvölker, auch Gruppen in einer Gesellschaft. Aber das bringt doch nichts. Es kann nicht schaden, wenn wir uns die ganze Landschaft, in der wir leben, etwas genauer anschauen und einen zweiten Blick wagen. Ich möchte noch hinzufügen, was ich vor zehn Jahren, als ich hier war, noch gar nicht kannte. Ich habe immer gedacht, alle Menschen müssten die Freiheit in gleicher Weise lieben. Aber das ist gar nicht so. Es gibt einen sehr berühmten Psychologen und Psychoanalytiker, Erich Fromm. Wir hätten neben seinen berühmten Büchern »Haben oder Sein« oder »Die Kunst des Liebens« auch lesen sollen, was er nach dem Krieg geschrieben hat, den er als Emigrant in den Vereinigten Staaten überlebt hatte. Er hat ein Buch mit dem Originaltitel »Escape from freedom« (»Flucht aus der Freiheit«) verfasst. In der deutschen Übersetzung heißt das Buch – nicht ohne Hintersinn – »Furcht vor der Freiheit«. Fromm beschreibt, dass immer dann, wenn Menschen einen Freiheitsraum betreten, machtvoll Ängste entstehen. Am liebsten: Kann ich das? Ich muss jetzt alles verantworten, oh Gott. Ich habe vorher über die Anpassung gesprochen und über unsere Vernunft, wie sie uns die Wege der Anpassung weist, damit wir uns sicher stellen und nach oben kommen. Und nun kommt etwas Nächstes dazu: Dieser Weg der Anpassung und dieser Ratio der Unterwerfung stellt uns auch in dieser Furchtfrage sicher. Wenn ich gehorsam bin, dem System diene, dann sind alle Grundfragen für mich gelöst. Das System sagt zu mir: »Passe dich an und fürchte dich nicht, bei mir bist du an der richtigen Stelle.« Unsere Kommunisten kannten das Ziel der Geschichte. Man hätte sie ja dafür beneiden können, wenn sie nicht so verlogen aus der Wäsche geguckt hätten.

Aber stellen Sie sich vor, einer sagt Ihnen, er weiß, wozu das Leben da ist, dass er das Ziel der Geschichte kennt und wir bald an diesem Ziel sein werden. Das ist doch eine großartige Einladung für alle Trottel, das ist doch wunderbar. Aber nicht nur für alle Trottel, auch für viele Idealisten. Denn die machen es ja nicht unter der Rettung der Welt. Und die größten Verbrecher sind manchmal Idealisten. Ich verdanke dem sozialdemokratischen Historiker Heinrich-August Winkler eine Bemerkung zu Adolf Hitler. Dieser schrieb einmal, wenn er die

Judenfrage nicht lösen würde und wenn er diese Pest, die über das Land und über Europa und die ganze Welt gekommen ist, nicht mit Stumpf und Stiel ausrotten würde, dann würde es das Ende des Lebens auf der Welt bedeuten, und die Erde wäre wie vor dem Beginn der Schöpfung wüst und leer. Das muss man sich einmal vorstellen. Einer der größten Verbrecher der Menschheitsgeschichte sagt nicht: »Es ist wunderbar, wenn ich Gewaltherrscher bin.« Sondern er sagt zu sich selber: »Ich erlöse die Menschheit.« Bei diesem Erlösungswerk passiert dann natürlich etwas. Wir kennen diese Erlösungsbegeisterung von denen, die das Ziel der Geschichte zu kennen meinen, in einer anderen politischen Farbe. Aber die Verlockung bestand darin, dass nicht ich die unerträgliche Freiheit aushalten muss, Gut und Böse, meinen Ort in diesem Gemeinwesen zu definieren, sondern dass für mich gesorgt ist, dass andere es tun. Der Psychologe würde sagen, Unterwerfung hat einen Gewinn. So wie es für manche Leute einen Gewinn hat, krank zu sein. Sie müssen dann nicht mehr arbeiten, sie müssen keine Verantwortung mehr übernehmen. Genauso ist es mit dem Gehorsam: Ich bin von der Last befreit, ein Bürger zu sein. Ich darf gehorchen. Ich darf selig gehorchen. So ergibt sich ein wirklich verhängnisvolles Amalgam von entmächtigenden Faktoren. Ein ganzes Ensemble entmächtigender Faktoren schaffen die, die die reale Macht ausüben.

Eine weitere interessante Combo entmächtigender Faktoren kommt aus unserer psychischen Ausstattung. Wir neigen nicht nur der Freiheit zu, sondern wir fürchten sie auch, laufen vor ihr weg, werden gehorsam, ängstlich und feige und versuchen uns so zu retten. Jetzt reicht es ja wirklich, denn sonst wird die Aufgabe ja bald nicht lösbar, die wir vorhaben, wenn wir vor so machtvollen Gegenströmungen stehen, die gegen das Vergessen anarbeiten. Aber ihre Macht zu kennen, darf uns den Mut nicht nehmen. Wir werden nicht aufhören zu erzählen, wie es war, als wir unsere Würde und unser Recht verloren hatten. Und wir werden nicht aufhören, davon zu erzählen, wie die Sehnsucht nach Freiheit schließlich uns persönlich und das ganze Land frei gemacht hat. Mit vielen Umwegen und Niederlagen; die können wir ruhig aufzählen. Aber wir wissen, das Ganze ist doch dorthin gegangen, wo wir heute sind. Nicht in einem Land der Perfektion, aber in einer liebenswerten, lebenswürdigen und die Seele stärkenden Freiheit. Und darum erzählen wir die Geschichten unseres Lebens. Und wir werden nicht damit aufhören!



Podiumsdiskussion

Formen und Folgen von Willkür und Gewalt im kommunistischen Herrschaftssystem

DORIS DENIS, UDO GRASHOFF, ILKO-SASCHA KOWALCZUK,
SANDRA PINGEL-SCHLIEMANN

Moderation: MICHAEL BELEITES

MICHAEL BELEITES: Meine sehr verehrten Damen und Herren, ich darf Sie durch das Podiumsgespräch zum Thema »Formen und Folgen von Willkür und Gewalt im kommunistischen Herrschaftssystem« führen. Ich möchte gleich mit Frau Dr. Denis einsteigen. Frau Dr. Denis, Sie sind jemand, der sich als Psychologin und Psychotherapeutin nicht nur mit der Analyse des kommunistischen Herrschaftssystems und seiner Opfer auseinandersetzt, sondern sich auch der praktischen Ebene zuwendet und schaut, was man heute noch helfen kann. Wir haben ja viel über Entschädigungsfragen und Fragen des Rehabilitierungsrechtes diskutiert. Aber es geht natürlich auch darum, Menschen mit posttraumatischen Störungen zu helfen. Deswegen meine Frage an Sie: In welcher Weise sind posttraumatische Störungen von Opfern politischer Gewalt behandelbar?



DORIS DENIS: Auf die Frage, ob haftbedingte Beschwerden behandelbar sind, kann ich mit einem klaren Ja antworten. Aber was sind denn überhaupt Beschwerden, die typisch sind? Lassen Sie mich dazu einen etwas weiteren Bogen spannen. Vor acht Jahren, im Jahre 2002, durfte ich schon einmal an dieser Stelle im Rahmen der Podiumsdiskussion »Ein Leben nach der Haft im geteilten und vereinten Deutschland« zu Ihnen sprechen. Ich hatte Ihnen bei meinem ersten Besuch Ergebnisse aus wissenschaftlichen Studien zu psychischen Haftfolgestörungen vorgestellt, die ich gemeinsam mit meinen Kollegen an der Freien Universität Berlin durchgeführt hatte.

Die jetzige Podiumsdiskussion steht unter dem Titel »Formen und Folgen von Willkür und Gewalt im kommunistischen Herrschaftssystem«. Ich möchte erneut den Schwerpunkt auf die gesundheitlichen Folgen des SED-Unrechts legen und Ihnen psychische Gesundheitsbeeinträchtigungen skizzieren, die auch noch Jahrzehnte nach diesen Willkür- und Gewaltakten weiterbestehen können. Dabei möchte ich heute allerdings nicht stehen bleiben. Seit mehreren Jahren behandle ich nun schwerpunktmäßig als niedergelassene Psychotherapeutin in eigener Praxis traumatisierte Patienten. Dementsprechend möchte ich bei meinem Einführungsreferat heute den Blick stärker auf die Behandlungsmöglichkeiten richten. Denn wenn über psychische Haftfolgeschäden berichtet wird, sollten die Behandlungsmöglichkeiten und die Chancen auf eine Normalisierung des Lebens und eine Verringerung des Leidens nicht ungenannt bleiben. Diese Therapie-

möglichkeiten möchte ich Ihnen im zweiten Teil meines Vortrags an einem kurzen Fallbeispiel erläutern.

Aber zuerst einmal zu den Folgen von Willkür und Gewalt, die sich in psychischen Beschwerden zeigen. Im Vordergrund der Haftfolgestörungen stehen in der Regel einzelne Symptome der posttraumatischen Belastungsstörung, einer typischen Erkrankung, die nach schwersten Belastungen und Foltererfahrungen auftreten kann. Sie ist durch drei Beschwerdeguppen gekennzeichnet.

Die von unserer Forschungsgruppe untersuchten ehemaligen politischen Inhaftierten aus der DDR litten zum einen unter äußerst belastenden Erinnerungsbildern. Diese werden in der Regel durch Situationen ausgelöst, die für die Betroffenen mit den Hafterfahrungen verbunden sind. Unsere Untersuchungsteilnehmer hatten beispielsweise berichtet, dass Gerüche von Putzmitteln oder Kohl oder Schlüssellasseln diese quälenden Erinnerungen ebenso auslösen können wie aktuelle Fernsehberichte oder Zeitungsartikel zum SED-Unrecht. Diese Erinnerungen beziehen sich in der Regel auf die belastendsten Erfahrungen. Es handelt sich also meist um ein ganz spezifisches Bild, das heute noch genauso wie in der damaligen Situation intensive Gefühle von Ohnmacht, Ausgeliefertsein und quälender Angst hervorruft. Körperlich können diese Erinnerungen mit Schwitzen, Herzrasen, Brustdruck, Kurzatmigkeit und Zittern verbunden sein. Bei den meisten Befragten traten diese Erinnerungen auch regelmäßig in der Nacht in Form von Alpträumen auf. Andere berichteten, dass sie nachts nassgeschwitzt und mit Panikgefühlen aufwachen, ohne sich an die Inhalte ihrer Träume erinnern zu können.

Die zweite Beschwerdeguppe, die für die posttraumatische Belastungsstörung kennzeichnend ist, resultiert aus diesem quälenden Wiedererleben der Vergangenheit. Viele Betroffene vermeiden alles, was die Hafterinnerungen wachrufen könnte. So machen sie zum Beispiel häufig einen Bogen um Menschen in Uniform, meiden Behördengänge und haben oft noch mit niemandem genauer über ihre Erlebnisse gesprochen. Der dem Betroffenen meist nicht bewusste Versuch, haftbezogene Gefühle wegzudrängen, schränkt dabei auch allgemein die Fähigkeit ein, negative und positive Gefühle zu erleben. Das Interesse an ehemals bedeutsamen Aktivitäten wird dadurch erheblich vermindert. Die Betroffenen leiden darunter, nur noch wenig zu empfinden, hoffnungslos und gedrückter Stimmung zu sein.

Viele ehemalige Inhaftierte – und damit komme ich zur dritten Beschwerdeguppe der posttraumatischen Belastungsstörung – sprechen davon, dass sie auch heute noch das Gefühl haben, als seien sie ständig bedroht, als kämen sie nie

zur Ruhe. Auf diese Gefühle reagiert der Körper mit einer andauernden erhöhten Anspannung, die zu vielfältigen Beschwerden führen kann. So leiden Betroffene jahrelang unter Ein- und Durchschlafstörungen und wachen am Morgen stets mit einem Gefühl von großer Erschöpfung auf. Am Tage sind sie aufgrund des Bedrohungsgefühls nicht selten überwach und zeigen übertriebene Schreckreaktionen. Sie sind leicht reizbar und reagieren unverhältnismäßig ärgerlich und aggressiv. Lappalien werden schnell als kränkend empfunden und führen zu Wutausbrüchen, die besonders das familiäre Umfeld belasten. Daneben führt die andauernde Anspannung zu Konzentrationsschwierigkeiten.

Unsere damaligen Studien haben gezeigt, dass viele ehemalige politische Inhaftierte aus der DDR neben zumindest einzelnen Symptomen der posttraumatischen Belastungsstörung zusätzlich auch andere psychische Erkrankungen aufwiesen. Dies waren vor allem Angststörungen, depressive Erkrankungen, körperliche Beschwerden ohne organische Ursache, Abhängigkeitsprobleme von Alkohol oder Medikamenten sowie Veränderungen in der Persönlichkeit, die vor allem die sozialen Beziehungen beeinträchtigten und mit einem ausgeprägten Rückzugsverhalten verbunden waren.

Nicht wenige der von uns befragten ehemaligen Inhaftierten hatten ebenso ausgeprägte Beschwerden wie andere Vergleichspatienten in stationärer Behandlung. Die meisten unserer Untersuchungsteilnehmer befanden sich allerdings trotz ihrer stark ausgeprägten Beschwerden nicht in Behandlung. Es gibt eine Reihe von Gründen für diese fehlende Inanspruchnahme von medizinischer Behandlung, die ich an dieser Stelle nicht alle ausführen kann. Ein Grund dafür, den ich allerdings erwähnen möchte, ist, dass viele Betroffene die intensive Auseinandersetzung mit den schmerzhaften Erinnerungen scheuen. Und diese Scheu ist sicherlich nicht unberechtigt. Eine psychotherapeutische Behandlung der Haftfolgebeschwerden ist für den Betroffenen ein mühsamer und anstrengender Weg. Welchen Nutzen dieser kurzfristig sicherlich schwere Weg jedoch hinsichtlich des langjährigen Leidens und der Lebenszufriedenheit haben kann, möchte ich Ihnen jetzt an einem Fallbeispiel aufzeigen.

Es handelt sich um einen heute 55-jährigen Mann, nennen wir ihn Herrn Müller, der sich im Frühjahr 2007 wegen einer psychotherapeutischen Behandlung an meine Praxis gewandt hatte. Herr Müller war als 18-jähriger Mann wegen verurteilter Republikflucht zu 18 Monaten Haft verurteilt worden. Was war passiert? Nach der Schule hatte Herr Müller eine Lehre bei der Bahn begonnen. Kurz vor Abschluss der Lehre diskutierte er auf einer Betriebsversammlung über die Vorteile des Kapitalismus, woraufhin man ihm untersagte, weiterhin bei der Bahn

tätig zu sein. Da seine Familie weiter entfernt in Sachsen-Anhalt lebte, packte er seine Kleidung und Bücher im Lehrlingswohnheim zusammen und fuhr zu seinen Eltern in den Harz. Dort wurde er unter dem Vorwurf, er wolle sich in den Westen absetzen, verhaftet.

Während der sechswöchigen Untersuchungshaft in einem Staatssicherheitsgefängnis litt er unentwegt unter Schlafmangel, da er immer wieder nachts zum Verhör geholt wurde. Mehrmals wurde er 72 Stunden lang ununterbrochen befragt. Man wollte Namen von anderen Lehrlingen wissen, die kapitalismusfreundlich eingestellt seien, und legte ihm Geständnisse vor, die er unterschreiben sollte. Beides weigerte er sich zu tun, sodass stärkere Repressalien und Druckmittel gegen ihn eingesetzt wurden. Im Keller des Gefängnisses wurde er in eine abgepolsterte dunkle Zelle gesperrt. Von Zeit zu Zeit öffnete sich die Tür, und er wurde von mehreren Personen mit Knüppeln geschlagen und mit Füßen getreten. Man drohte ihm in den nachfolgenden Verhören damit, seine herzkrankte Mutter so stark unter Druck zu setzen, dass – wie der Verhörer es formulierte – »Sie sich vorstellen können, welche Auswirkungen das bei Ihrer Mutter haben wird«. Darüber hinaus wurde er mehrere Male über 24 Stunden in einen dunklen Stehkarzer gesperrt. Dieser umschloss ihn wie ein Sarg und schirmte ihn von allen Sinneswahrnehmungen ab. Er blieb auch weiterhin dabei, nicht zu gestehen, was er nicht getan hatte, und keine Namen von Kollegen zu nennen. Nach sechs Wochen beendete man die Untersuchungshaft und verurteilte ihn zu der bereits erwähnten Haftstrafe von 18 Monaten. In der Strafhaft setzte er sich häufig für andere Häftlinge ein, wenn diese zum Beispiel wegen einer Krankheit nicht das geforderte Arbeitspensum erreicht hatten. Er wurde deswegen viermal mit Arrest belegt und insgesamt für 18 Tage in eine Arrestzelle gesperrt. Dort erlitt er mehrmals Gruppenvergewaltigungen durch vier Wärter.

Die von Herrn Müller erlebten Gewalterfahrungen sind sicherlich nicht repräsentativ für die 70er-Jahre, in denen man eher begann, physische Repressalien durch psychische Druckmittel zu ersetzen. Berichte von anderen Patienten und Antragstellern von Entschädigungsansprüchen, die ich als Sachverständige für Sozialgerichte kennengelernt habe, zeigen aber, dass es sich dabei auch nicht um einen Einzelfall handelt.

Welche psychischen Beschwerden veranlassten Herrn Müller, sich therapeutische Unterstützung zu suchen? Er berichtete, dass er seit der Haftentlassung zwar in unterschiedlicher Ausprägung, aber durchgehend unter psychischen Problemen litt. In den letzten Jahren sei dies so schlimm geworden, dass er vor zwei Jahren berentet worden sei. Herr Müller berichtete im Einzelnen, dass er unter einer



ständigen Anspannung leide, bei jedem Klingeln oder Türklopfen Angstattacken bekomme und befürchte, dass ihm wieder etwas Schlimmes passiert. Er verlasse nur in Begleitung seiner Ehefrau das Haus, habe sich von allen anderen Menschen zurückgezogen, wolle mit niemandem sprechen. Er fühle sich schnell beobachtet, zum Beispiel durch hinter ihm fahrende Autos. Er beginne dann zu zittern und zu schwitzen. Er habe Schlafprobleme, leide mehrmals wöchentlich unter Alpträumen von den erlittenen Torturen. Die Alpträume waren jedes Mal mit dem Verlust über die Harn- und Stuhlkontrolle verbunden, was ihn sehr beschämte. Er schilderte weiter, dass er das Zimmer verlassen müsse, wenn er im Fernsehen körperliche oder sexuelle Gewalt sehe. Er bekomme dann heftige Kopfschmerzen, leide unter quälenden Erinnerungsbildern aus der Haft und brauche Stunden, um sich wieder zu erholen. Er versuche, gänzlich auf sexuelle Aktivitäten zu verzichten, da sie ebenfalls mit belastenden Erinnerungsbildern verbunden seien. Seine Partnerschaft leide erheblich darunter. Wenn mehrere Männer zusammen seien, fühle er sich unwohl, werde unruhig, befürchte, dass man ihm ansehe, dass er vergewaltigt wurde, dass anzügliche und frivole Bemerkungen gemacht würden. Er schäme sich wegen der sexuellen Übergriffe, habe starke Schuldgefühle deswegen.

Kann man einem Mann, dessen junges Erwachsenenleben von Gewalt und Folter gezeichnet war und der über 25 Jahre lang durchgehend unter schwersten psy-

chischen Beschwerden litt, überhaupt irgendetwas an Unterstützung anbieten? Die Antwort lautet: Man kann! Nach 60 therapeutischen Sitzungen, die sich über zwei Jahre erstreckten, war Herr Müller zwar nicht gänzlich beschwerdefrei, seine psychischen Probleme beeinträchtigten ihn jedoch nur noch sehr wenig. Sein Schlaf war ungestört, es traten keine Alpträume mehr auf. Er konnte, zum ersten Mal in seinem Leben, eine genussvolle und angstfreie Sexualität leben und fühlte sich nicht mehr schuldig an der erlittenen sexuellen Gewalt. In seltenen Fällen traten zwar noch Erinnerungsbilder von der Haft auf, die allerdings weit weniger belastend waren als früher und mit denen er in der Therapie gelernt hatte besser umzugehen.

Was war in diesen 60 Therapiestunden passiert? Herr Müller hatte zu Beginn Informationen bekommen, die ihn verstehen ließen, warum ihn diese belastenden Gefühle und Erinnerungsbilder auch nach 25 Jahren noch so quälten, als sei es gestern erst passiert, und was er tun müsse, damit sich seine psychische Verfassung ändere. Er verstand, dass er sich in einer anderen Art und Weise an die Erlebnisse erinnern musste als bisher. Er wurde therapeutisch dabei begleitet, sich intensiv mit seinen Erfahrungen zu beschäftigen und die Erlebnisse zu benennen und auszusprechen. Er merkte, dass diese Art des Erinnerns zwar sehr schmerzhaft und anstrengend war, ihn aber gleichzeitig erleichterte und seine Beschwerden entgegen seinen Erwartungen nicht verschlimmerte, sondern deutlich reduzierte.

Seine Überzeugung, er habe insbesondere an der sexuellen Gewalt selber Schuld und werde von anderen verurteilt und verspottet, wenn sie davon erfahren würden, wurde in der Therapie überprüft. Herr Müller begab sich auf die Suche nach Belegen, die dafür sprachen, dass seine Ansichten richtig waren, und nach Argumenten dagegen. Als mehr gegen die Richtigkeit seiner Befürchtungen als dafür sprach, wagte er es erstmalig, seinem Bruder und seiner Schwester von seinen Hafterfahrungen zu erzählen. Die Reaktionen der Geschwister waren sehr ermutigend für ihn. In ähnlicher Weise lernte er, sich allein aus seiner Wohnung zu begeben. In der Therapie wurden seine Ängste und Befürchtungen auf ihre Richtigkeit überprüft, und wenn Herr Müller zu einer positiven Bilanz kam, konfrontierte er sich unter therapeutischer Anleitung mit Situationen, die er bisher vermieden hatte. Dabei erlebte er, dass seine Ängste verschwanden und er seinen Lebensalltag immer besser in den Griff bekam. Schritt für Schritt. Er musste dabei für viele Situationen lernen, dass sie heute nicht mehr gefährlich sind, auch wenn die haftbedingten Gefühle ihn das in den zurückliegenden 25 Jahren hatten glauben lassen. Nach Abschluss der Therapie konnte sich Herr Müller wieder

freier und leichter durchs Leben bewegen und hatte enorm an Lebenszufriedenheit und -freude gewonnen. Dies war allerdings nur möglich, weil Herr Müller den Mut hatte, sich auf einen ihm unbekannten Pfad zu begeben, und durch die Bereitschaft, alte Verhaltensweisen zu verändern. Therapeutische Unterstützung alleine – ohne diesen Mut und die Veränderungsbereitschaft – ist wie ein Auto ohne Benzin, es fährt nicht.

Ich hoffe, ich konnte Ihnen mit diesem positiven Therapiebeispiel zeigen, dass man bei den Folgen der Willkür und Gewalt nicht bei den Gesundheitsschäden stehen bleiben sollte, sondern dass der Weg weiterführen kann und Betroffene sich auch wieder befreien können von dieser quälenden Last.

BELEITES: Vielen Dank, nicht nur für diese Ausführungen, sondern auch für Ihre Arbeit. Dass Sie Menschen, die bis heute unter diesen Folgen leiden, konkret helfen. Das ist, gerade in diesem Kreis, wichtig deutlich zu machen. Es gibt nicht nur die Möglichkeit, alles aufzuschreiben und festzuhalten. Es gibt auch die Möglichkeit, zu helfen und Verbesserungen für den Einzelnen herbeizuführen. Nun zu Frau Dr. Pingel-Schliemann. Sie haben sich sehr intensiv mit dem Thema Zersetzungsmaßnahmen auseinandergesetzt. Gerade nach dem, was wir jetzt gehört haben, neigen ja viele dazu, zu sagen, wer nicht im Gefängnis war, dem ist ja nicht wirklich was passiert. Was sind die Befunde Ihrer Arbeit?

SANDRA PINGEL-SCHLIEMANN: Nachdem ich mich mit sehr vielen Operativen Vorgängen und Operativen Personenkontrollen beschäftigt habe, weiß ich, dass dabei die Repressionsmethode der Zersetzung eine zentrale Rolle spielte, um Menschen politisch zu bestrafen. Ich muss sagen, dass ich die Dimension der Folgen vorher nicht erahnt hatte. Ich bin zwar keine Psychologin, aber ich habe gesehen, dass es auch bei Zersetzungsopfern starke posttraumatische Belastungsstörungen gibt, die denen von Menschen ähneln, die politisch inhaftiert waren. Da setzt die Psychologie auch entsprechend in ihrer Beratung und Begleitung der Betroffenen an.

BELEITES: Sie sagten gerade, es ging der Staatssicherheit darum, diese Menschen zu bestrafen. Haben Sie bei Ihren Untersuchungen Hinweise gefunden, ob es der Staatssicherheit »nur« um eine Ruhigstellung der politischen Aktivitäten der Zielpersonen ging? Oder war die Intention eher das, was wir vermutet hatten, nämlich eine Bestrafung ohne Urteil?

PINGEL-SCHLIEMANN: Das sage ich ganz deutlich: Die Zersetzung war eine Bestrafung ohne Urteil. Die Zersetzungsmaßnahmen zielten im Grunde darauf ab, bei dem Betroffenen Lebenskrisen hervorzurufen, die sich auf den privaten und den beruflichen Bereich erstreckten, nicht so sehr auf den politischen. Das war ja



das Typische an den Zersetzungsmaßnahmen. Es sollte nicht erkannt werden, wer der Urheber bestimmter negativer Eingriffe in Biografien ist. Die Zersetzung war vor allem ein Phänomen, das sich im privaten und familiären Bereich abspielte, aber politisch intendiert war.

BELEITES: Vielen Dank, Frau Dr. Pingel-Schliemann. Herr Dr. Grashoff, Sie haben sich mit dem Thema Selbsttötungen in der DDR sehr intensiv auseinandergesetzt. Inwieweit kann man wissenschaftlich nachweisen, dass die hohe Zahl an Selbsttötungen in der DDR auch politische Ursachen hatte? Inwieweit gibt es Zeugnisse, dass Betroffene die Verstümmelung ihrer eigenen Biografie durch die Staatssicherheit letzten Endes als so lebensunwert empfunden haben, dass sie keinen anderen Ausweg mehr sahen?

UDO GRASHOFF: Wenn man internationale Vergleiche anstellt, wobei man das Zustandekommen der Statistiken auch kritisch betrachten muss, kommt man zu dem Ergebnis, dass die DDR ein Land war, das immer zu den Spitzenländern gehörte, was die Höhe der Selbsttötungsrate anbelangt. Das heißt, diese Relativzahlen sind in der DDR im internationalen Vergleich sehr hoch. Insofern stellt sich die Frage, ob das etwas mit der Diktatur, vielleicht auch mit der Einmauerung, der permanenten Unfreiheit zu tun hat. Das war die Ausgangsfrage meiner Untersuchung. Ich habe also geschaut, ob die Selbsttötungsrate ein Maß

ist für die nicht so sichtbare Repression, für die scheinbar verborgene Repression im Alltag, die ja nicht so offensichtlich ist, wie wenn jemand ins Gefängnis oder zu Tode kommt, sondern die eher versteckt und langfristig wirkt. Und die vielleicht langfristig auch die Wirkung hat, wie Herr Beleites andeutet, dass jemand eine Lebensbilanz zieht und sagt, mir sind ja alle Chancen kaputt gemacht worden, und deswegen setze ich meinem Leben ein Ende. Das war also meine Ausgangsfrage.

Man muss verschiedene Schritte unternehmen, um der Antwort näherzukommen. Erst einmal muss man prüfen, welche Qualität die Statistiken haben; kann man anhand dieser Statistiken überhaupt Aussagen treffen? Ich habe das überprüft und festgestellt, dass die Selbsttötungsstatistiken in der DDR relativ genau waren, allerdings streng geheim. Das hat sich gegenseitig bedingt. Die Statistiken wurden so streng geheim gehalten, dass nur ganz wenige Menschen in der DDR sie überhaupt zu Gesicht bekamen. Insofern musste man sie auch nicht mehr fälschen. Nach 1989 gab es Projekte, bei denen anhand vorhandener Totenscheine die Statistiken noch einmal überprüft wurden. Westdeutsche Mediziner haben dann festgestellt, dass die Todesursachenstatistik in der DDR gut war, sogar besser als in der alten Bundesrepublik.

Dann war die zweite Frage, wie man herausfindet, welche Motive diese vielen Menschen hatten, die sich jährlich das Leben genommen haben. Es waren etwa 5000 bis 6000 Menschen pro Jahr. Nun ist es so, dass manche Menschen Abschiedsbriefe hinterlassen haben. Dann fragt man sich, was darin steht und ob das, was da steht, stimmt. Viele hinterlassen keine Abschiedsbriefe. Es gibt auch Menschen, deren Abschiedsbriefe verloren gehen. In der DDR war es teilweise so, dass die Staatssicherheit Abschiedsbriefe weggenommen und sie den Angehörigen vorenthalten hat. Den Motiven näherzukommen ist also schwierig. Ebenso herauszufinden, wie viele von diesen Menschen tatsächlich aus politischen Motiven oder aus Gründen, die etwas mit politischer Unfreiheit zu tun haben, sich das Leben genommen haben.

Ich habe zunächst einmal den Weg über die Akten der Staatssicherheit gewählt. Die Staatssicherheit hatte seit 1963 eine eigene politische Kriminalpolizei aufgebaut, eine sogenannte Spezialkommission, in der auch Kriminalisten angestellt waren. Diese untersuchten alle unnatürlichen Todesfälle mit politischen Aspekten. Wenn man sich diese Akten anschaut, stellt man fest, dass sie nur sehr wenige der Selbsttötungen untersucht haben, ungefähr ein Prozent. Wenn man sich nun anschaut, welche Selbsttötungen sie untersucht haben, dann sind von diesem einen Prozent nur ganz wenige tatsächlich politisch motiviert. Die meis-

ten von der Staatssicherheit untersuchten Selbsttötungen sind Selbsttötungen von SED- oder Staatssicherheits-Funktionären, von Soldaten, also von Angehörigen des Staatsapparates, die sich in den allermeisten Fällen aus persönlichen Gründen das Leben nahmen. Von dieser Seite her entstand also zunächst der Eindruck, dass die Selbsttötungsrate als Maß für politische Repressionen für die DDR nicht funktioniert.

Ich bin dann noch einmal einen anderen Weg gegangen. Ich habe mir gesagt, die Akten der Staatssicherheit sind unvollständig, sie sind parteiisch, das kann nicht die vollständige Antwort sein. Ich habe dann versucht, den entgegengesetzten Weg zu gehen – nicht über die Statistiken, nicht über die Akten, sondern über die Betroffenen. Ich habe zum Beispiel im »Stacheldraht« eine Annonce geschaltet und geschrieben, dass ich Angehörige von Menschen suche, die sich in der DDR aus politischen Motiven das Leben genommen haben. Ich habe auch weitere Kontakte geknüpft. Dann habe ich Interviews mit den Angehörigen geführt. Ich habe auch versucht, an andere Aktenbestände heranzukommen. Es gibt eine umfangreiche Überlieferung zum Beispiel im Bereich der Volksbildung zu Selbsttötungen von Kindern und Schülern in der DDR. Ich habe also versucht, über verschiedene Akten und Interviews Einzelfälle zu rekonstruieren. In etwa 100 Fällen ist es mir gelungen, so viele verschiedene Informationen zusammenzutragen, dass man diese Einzelfälle einigermaßen rekonstruieren kann. Bei diesen 100 Fällen, bei denen mutmaßlich davon ausgegangen wurde, dass politische Motive oder Repressionen eine Rolle spielten, habe ich fast immer festgestellt, dass der politische Aspekt nur ein Teilaspekt war. Insgesamt war es ein schwieriges Bedingungsgefüge. Diese Menschen hatten auch andere Probleme, Beziehungsprobleme, gesundheitliche Probleme, und dann kam eins zum anderen. Der politische Konflikt war möglicherweise der Hauptkonflikt, aber nicht der einzige. Auch hier hat sich das Ergebnis bestätigt, dass der Einfluss der Staatssicherheit auf die Häufigkeit von Selbsttötungen in der DDR eher überschätzt wurde. Das ist das Resultat meiner Untersuchung.

BELEITES: War es Ihnen möglich, bestimmte Gruppen gezielt unter die Lupe zu nehmen, die unter Druck gerieten, zum Beispiel die aus dem Grenzgebiet Zwangsausgesiedelten oder die Gruppe der zwangskollektivierten Bauern, die in ihrer Heimat nicht mehr weiter existieren konnten? Gab es dort eine Häufung von Selbsttötungen, die ja dann letzten Endes auch politisch ausgelöst gewesen wären?

GRASHOFF: Gerade eben habe ich den globalen Befund vorgestellt. Aber in der Geschichte der DDR gab es Situationen, in denen bestimmte Gruppen dermaßen



unter Druck gesetzt wurden und durch staatliche Maßnahmen in eine ausweglose Situation gekommen sind, dass sie sich verstärkt das Leben genommen haben. Ein Beispiel, an dem ich das anhand von Akten auch statistisch nachweisen konnte, war die Zwangskollektivierung im Frühjahr 1960. Es gab tatsächlich, vor allem im März und April 1960, als Zehntausende Bauern gezwungen wurden zu unterschreiben, dass sie in die LPG gehen, ein suizidales Klima, vor allem auf dem Land. Dort haben sich reihenweise Bauern das Leben genommen. Ich konnte abschätzen, dass auf dem Gebiet der gesamten DDR etwa 400 Menschen mehr oder weniger in den Tod getrieben wurden. Das ist eine Phase, für die ich ganz eindeutig einen Zusammenhang zwischen politischer Repression und der Höhe der Selbsttötungsrate auch statistisch nachweisen konnte. Ich muss allerdings sagen, dass es nicht sehr viele Beispiele in der Geschichte der DDR gibt, wo man so einen direkten Zusammenhang herstellen kann.

Ich habe auch eine Teilstudie gemacht, in der ich mir die Gefängnisse in der DDR genauer angeschaut habe. Zu meiner großen Überraschung habe ich festgestellt, dass in den Gefängnissen der DDR die Häufigkeit der Selbsttötungen nicht besonders hoch war. Wenn man Vergleiche mit den Gefängnissen der alten Bundesrepublik anstellt, dann liegt die Selbsttötungsrate dort etwa drei- bis viermal höher als in der DDR. Das hat mich sehr erstaunt. Ich konnte dann aber

relativ gut nachweisen, was dafür die Ursachen waren. Der Hauptgrund war die Überwachung der Gefängniszellen, die viele Inhaftierte wahrscheinlich auch als Folter erlebten. Diese Überwachung wurde im Übrigen in den Gefängnissen der Bundesrepublik auch diskutiert, dort aber als unmenschlich abgelehnt und nicht praktiziert. Die niedrige Selbsttötungsrate bedeutet aber nicht, dass es an Verzweiflung oder der Bereitschaft, sich das Leben nehmen zu wollen, gemangelt hätte. Ich habe nämlich auch Akten gefunden, in denen es darum ging, wie viele der Inhaftierten suizidgefährdet sind. Ich habe zum Beispiel Tagebücher von einer MfS-Untersuchungshaftanstalt ausgewertet und konnte dort sehen, dass jeder fünfte Untersuchungshäftling der Staatssicherheit versucht hat, sich das Leben zu nehmen. Und keinem dieser Häftlinge ist es gelungen. Ich habe also diesen etwas widersprüchlichen Befund, dass es eine große Verzweiflung in den Gefängnissen der DDR gegeben hat, aber es durch die Überwachung nur sehr wenigen gelungen ist, sich das Leben zu nehmen.

BELEITES: Vielen Dank, Herr Dr. Grashoff. Wir haben heute Vormittag von Joachim Gauck gehört, dass es bei der Aufarbeitung nicht nur darum gehen kann, die Extreme in den Blick zu nehmen, die Stasi-Mitarbeiter auf der einen Seite und die politischen Häftlinge auf der anderen Seite. Sondern wir sollten auch die Mitläufergruppe ins Auge fassen und schauen, warum alles so funktionierte. Herr Dr. Kowalczuk, Sie haben sich intensiv mit Repressionsmethoden befasst. In der Sowjetischen Besatzungszone und auch in der frühen DDR gab es ja den sogenannten bekennenden Terror. Es wurden unverhältnismäßig hohe Strafen, etwa für einen politischen Witz, angesetzt und ein Klima der Angst erzeugt. War diese Terrorisierung der Bevölkerung in den Anfangsjahren die Basis für das Funktionieren der »Mitläufergesellschaft« bis Ende 1989?

ILKO-SASCHA KOWALCZUK: Wenn man diesen Zirkelschluss so ziehen wollte, dann wäre das zu einfach. Denn man muss bedenken, dass es diese kommunistische Diktatur über vier Jahrzehnte gab und in diesem System mittlerweile Generationen groß geworden sind, die den Terror der Frühphase, bis etwa 1953, nicht erleben mussten. Eine ganz entscheidende Sache in diesen unterschiedlichen Generationenerfahrungen ist, dass viele dreimal Opfer dieses System geworden sind. Zuerst, indem die Kommunisten sie eingesperrt, enteignet oder zwangsumgesiedelt haben. Zweitens nach der Haftentlassung oder nach der Umsiedlung, indem in der Öffentlichkeit nicht darüber gesprochen werden durfte. Diese Tabuisierung in der Öffentlichkeit, die ja nicht selten aus ganz unterschiedlichen Gründen bis in die eigenen Familien ging, führte dann dazu, dass viele Jüngere von dieser Frühphase zunächst gar nichts wussten. Die dritte Phase, in der viele

erneut in ihrem Opferstatus bestätigt wurden, begann nach 1990 – das wissen Sie alle –, als es zwar möglich war, eine öffentliche Aufklärung darüber zu leisten, was in den kommunistischen Systemen passiert ist. Aber zunächst haben weder die Gesellschaft noch der Staat ausreichend, etwa mit Rehabilitierungen, darauf reagiert.

Ich möchte aber noch auf etwas anderes hinweisen, was hier bisher vielleicht zu kurz gekommen ist. Wenn man über Gewalt und Willkür in den kommunistischen Systemen spricht, dann wäre es zu kurz gegriffen, wenn man nur die Staatssicherheit oder »nur« die politischen Gefängnisse und Haftarbeitslager in den Blick nehmen würde. Denn das Teuflische, warum das System funktionierte, war ja die Willkür, war die Gewalt, der psychische Terror im Alltag. Erinnern Sie sich nur daran, wie kleine Kinder in den Schulen und anderen Organisationen des Staates behandelt wurden, wie sie unmündig gemacht und gehalten wurden. Auch das sind ja Formen von Willkür und Gewalt, die die meisten Menschen in diesem System so oder so mit der Muttermilch aufgesogen haben und die sich irgendwie dazu verhalten mussten. Das Verbreiten von Angst – in den ersten Jahren durch Terror, in den nächsten Jahrzehnten auf subtilere Weise – hat dieses System zusammengehalten und zugleich die Menschen geprägt. Egal, wie sie politisch eingestellt waren. Auch der überzeugte Kommunist war ja von diesem System geprägt worden und hat sich entsprechend verhalten. Es ist wichtig zu betonen, wie diffizil Willkür und Gewalt in diesem System herrschten.

Man würde es auch den Verharmlosern und den politischen Nostalgikern dieses Systems zu einfach machen, wenn man Gewalt und Willkür nur auf die Institutionen des Staates begrenzen würde, zu denen auch die Bildungsabteilungen und die Medien gehörten. Erinnern Sie sich an die Nationale Volksarmee, wo es ja eine besonders hohe Suizidrate gab. Sie war militärstrategisch völlig überflüssig. Sie spielte im Warschauer Vertrag keine Rolle. Aber sie hatte eine große innere Funktion, nämlich die Disziplinierung der jungen Männer, die dorthin gegangen sind. Und die meisten haben das auch so verstanden. Diejenigen, die sich weigerten, wurden entsprechend behandelt.

Ich möchte noch einen zweiten Punkt nennen, der wichtig ist, wenn man über Opfer von Gewalt und Willkür in den kommunistischen Systemen spricht. Es ist wichtig, darauf hinzuweisen, dass wir es bei den Opfern mit zwei Gruppen zu tun haben. Wir haben auf der einen Seite eine große Gruppe von Menschen, die tatsächlich aus »objektiven« Gründen, wie die Kommunisten das genannt haben, zu Opfern gemacht wurden, weil sie aus dem falschen Elternhaus kamen, etwa



weil sie gerade auf der falschen Scholle saßen, weil sie im Grenzgebiet wohnten. Auf der anderen Seite gibt es eine große Zahl von Opfern, die zunächst gar keine Opfer waren, sondern politische Akteure, Handlungsträger, die sich gegen den kommunistischen Machtanspruch gestellt haben. Aufgrund ihres Widerstandes kamen sie in die Lager und Gefängnisse des Staates und hatten die Folgen zu tragen. Es ist wichtig, darauf hinzuweisen, dass viele von denen, die wir pauschal als Opfer bezeichnen, zunächst einmal sehenden Auges Widerstand gegen dieses System geleistet haben. Opfer ist ja ein passiver Status, während Akteur ein aktiver Status ist. Darauf sollten wir auch heute immer wieder hinweisen. Dass es viele Menschen gab, die sich damals gegen diesen kommunistischen Herrschaftsanspruch gestellt haben.

BELEITES: Vielen Dank. Es gibt ja die These, dass die Friedliche Revolution von 1989 erst möglich wurde, als eine Generation nachgewachsen war, der der 17. Juni 1953 nicht mehr in den Knochen steckte. Was ist davon zu halten?

KOWALCZUK: Der gescheiterte Volksaufstand vom 17. Juni hatte natürlich in seiner Folge eine systemstabilisierende Wirkung. Allerdings wird dabei oft übersehen, dass die Massenflucht nach dem 17. Juni nicht abbrach, sondern dass bis zum Mauerbau weitere hunderttausend Menschen das Land verlassen haben. Das

gehört ganz wesentlich dazu, wenn man erklären will, warum dieses System überhaupt so lange halbwegs stabil existieren konnte.

Das zweite ist, dass ohne diese Grundsaterfahrung von 1953 der Mauerbau von 1961 nicht möglich gewesen wäre. Wenn man sich anschaut, wie sich die Gesellschaft und der Staat im Umfeld des Mauerbaus 1960/61 präsentierten, dann muss man feststellen, dass die Situation frappierend der von 1952/53 ähnelte. Deshalb glaube ich, dass der Mauerbau die wirksamste Maßnahme war, um einem bevorstehenden neuen Volksaufstand und dem endgültigen Zusammenbruch des Systems zuvorzukommen.

1989 haben wir dann in der Tat eine andere, eine neue Trägerschicht, jedenfalls die, die in der Öffentlichkeit bekannt wurde. Die meisten haben allerdings die 50er-Jahre als Kinder oder Jugendliche, viele von ihnen sogar schon als junge Erwachsene erlebt. Sie kennen also diese Erfahrungen auch. Wenn man die Revolution von 1989 erklären will, kommt man mit diesem Generationsansatz nicht weit. Dann muss man genauer hinschauen, wie sich die internationale Situation verändert, wie sich die innenpolitische Krise in der DDR zugespitzt hatte. Wie die greise Führung der Kommunisten, nicht nur in der DDR, mit ihrem Weltbild in der Zwischenkriegszeit hängengeblieben ist und auf die Herausforderungen der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts nicht mehr adäquat reagieren konnte. Insofern ist die Bezugnahme auf den 17. Juni auf der praktischen Ebene, wenn man sich die Generationen oder die politischen Handlungsformen der Akteure anschaut, eher ein Diskurs, den man auf der Metaebene führen kann. Aber sicherlich bleibt richtig, dass die Revolutionäre vom Herbst '89 ganz unvermutet und unverschuldet und fast entgegen ihrer Absicht das fortsetzten und zu Ende brachten, was die Aufständischen vom 17. Juni 1953 wollten: nämlich Freiheit, Demokratie und die deutsche Einheit.

BELEITES: Herzlichen Dank, Herr Dr. Kowalczuk. Frau Dr. Denis, Herr Dr. Kowalczuk hat darauf hingewiesen, dass es nicht nur verschiedene Formen politischer Verfolgung gab, sondern dass es auch verschiedene Situationen gab. Manche Menschen wurden aufgrund ihres Wohnortes oder ihres Elternhauses verfolgt, andere aufgrund aktiver politischer Gegnerschaft. Gibt es einen Zusammenhang zwischen bestimmten Formen politischer Gewalt und ihren Folgen? Hatte es Konsequenzen, warum die Leute verfolgt wurden, ob aus einer aktiven Gegnerschaft heraus oder aus anderen Gründen?

DENIS: Man kann bei den verschiedenen Formen der Repressionen – die Inhaftierung, die Umsiedlung, der subtilere Druck – durchaus unterscheiden. Wir haben an der Freien Universität Berlin damals verschiedene Studien

gemacht. Wir haben Inhaftierte untersucht, die bis 1972 und solche, die zwischen 1972 und 1989 aus politischen Gründen in Haft waren. Und wir haben Menschen bezüglich ihrer psychischen Beschwerden befragt, die überhaupt nicht in Haft waren, aber außerhalb einer Inhaftierung politische Repressalien in Form von Bespitzelung, von Sabotage usw. erlebt hatten. Diese Studien haben gezeigt, dass alle Formen von Verfolgung zu psychischen Beschwerden führen können.

Anfangs habe ich gesagt, dass die posttraumatische Belastungsstörung eine häufige psychische Erkrankung ist, die mit politischer Inhaftierung einhergehen kann. Daneben gibt es aber auch andere Störungen, Depressionen, Angststörungen, und die findet man als Folgen eher in dem Bereich der politischen Repressalien, die außerhalb einer Inhaftierung liegen. Da zeigen die Betroffenen eher eine Tendenz, depressive Krankheitsbilder zu entwickeln, Ängste zu haben, sich verfolgt zu fühlen, misstrauisch zu sein. Die Art und die Intensität der psychischen Erkrankung unterscheiden sich bei den verschiedenen Formen der Repression.

Die zweite Frage: Macht es einen Unterschied, ob jemand aktiv eine politische Rolle eingenommen hat und aus diesen Gründen inhaftiert war oder nicht, wie ich es beispielsweise jüngst bei einer Antragstellerin für einen Entschädigungsantrag gesehen habe. Sie hatte gar nichts gemacht, nur überlegt, ob sie mit der Familie ausreist. Aber es gab keinerlei Aktivitäten in dieser Hinsicht, sie hatte ihre Mutter beim Visumantrag für Westberlin begleitet, aber das war alles. Macht es also einen Unterschied, ob jemand politisch gekämpft hat oder aus solchen Gründen in Haft gekommen ist? Ja, es macht durchaus einen Unterschied. Es gibt empirische Studien auch bei anderen politisch Verfolgten, die dies belegen. Wenn es einen politischen Grund gibt – ich habe dies und jenes gemacht, ich war Opponent, ich wusste, womit ich zu rechnen habe –, dann ist es leichter, die Torturen, die ja für beide Personengruppen dieselben sind, zu bewältigen, weil sie eine gewisse Sinnhaftigkeit haben. Für Personen wie die benannte Frau, die aus heiterem Himmel – so hat sie es erlebt – verhaftet wurden, ist es häufig schwieriger, die Dinge zu bewältigen.

BELEITES: Frau Dr. Pingel-Schliemann, das Stichwort Zersetzung ist schon gefallen und auch einige einführende Anmerkungen. Dennoch ist es so, dass viele sich nicht so recht etwas Konkretes darunter vorstellen können. Könnten Sie uns ein Beispiel nennen, was Zersetzung konkret bedeuten konnte?

PINGEL-SCHLIEMANN: Ich habe auch den Eindruck, dass der Begriff Zersetzung hier so herumschwirrt, vielen von Ihnen aber nicht so klar ist, was er außerhalb der Gefängnismauern bedeutet hat. Mielke hat 1976 die sogenannte Richtlinie

1/76 eingeführt, in der erstmals Zersetzungsmaßnahmen für die Stasi-Offiziere normiert wurden. Ab Mitte der 70er-Jahre ist ein Repressionswandel in der DDR zu beobachten, der außenpolitische Ursachen hatte. Denken Sie daran, dass Honecker bestrebt war, außenpolitisch Anerkennung zu bekommen und sich ein gewisses Renommee zu verschaffen, auch um die Wirtschaftskontakte zu verbessern. Innenpolitisch ging es natürlich um die Stabilisierung seiner Herrschaft. Es war also nicht mehr so einfach, politische Gegner von der Straße, aus der Wohnung weg zu verhaften, das hätte öffentliche Aufmerksamkeit erregt. Im Ministerium für Staatssicherheit und im Politbüro ist daher die Strategie gefahren worden, dass mit Repressionsmethoden gearbeitet werden muss, die darauf abzielen, verdeckt gegen politische Gegner vorzugehen.

Die Zersetzungsmaßnahmen wurden so umgesetzt, dass nicht erkennbar war, wer der Urheber bestimmter Eingriffe in Biografien ist. Das unterscheidet die Zersetzung von anderen klassischen Formen der Verfolgung wie Folter, Haft und Tötung. Sie unterscheidet sich im Wesentlichen dadurch, dass sie anonym umgesetzt wurde, dass sie sehr persönlichkeitsorientiert war. Sie war natürlich auch eine sehr aufwändige Repressionsmethode. Die vorgangsführenden Stasi-Offiziere waren manchmal wochenlang damit beschäftigt, Zersetzungspläne auszuarbeiten, nachdem sie von den Inoffiziellen Mitarbeitern Informationen bekommen hatten. Ohne die IM und die »offiziellen Erfüllungsgehilfen« hätte Zersetzung nicht funktioniert, das finde ich ganz wichtig. Zu »offiziellen Erfüllungsgehilfen« müssen verschiedene Kräfte gezählt werden wie die örtlichen Räte, die Medien, auch der Hausnachbar, die Polizei usw. Denn nur mit Hilfe seiner IM und den »Partnern des politisch-operativen Zusammenwirkens« war es dem Staatssicherheitsdienst möglich, die negativen Eingriffe in die Biografien von Menschen aus ganz verschiedenen Richtungen zu inszenieren.

Es veränderte sich also etwas in der DDR, politische Verurteilungen gingen zurück und die Zersetzungsmaßnahmen nahmen zu. Was Zersetzung konkret bedeutete, könnte ich Ihnen an vielen Beispielen erzählen. Vielleicht passt dieses Beispiel gut, weil wir auch das Thema Selbsttötung heute auf der Tagesordnung haben: Eine Schweriner Kinderärztin engagierte sich in der Friedensbewegung, und der Staatssicherheitsdienst hat vielfältige Maßnahmen eingesetzt, um diese Frau zu zersetzen. Unter anderem wurde eine ihrer Freundinnen als Inoffizielle Mitarbeiterin in Verdacht gebracht, und dadurch entzweite sich die Freundschaft. Gerüchte auf der Arbeitsstelle gingen um, dass sie fachlich nicht kompetent sei. Ich hatte ja eingangs schon erwähnt, dass Zersetzung auf verschiedenen Ebenen wirkte, privat und beruflich, aber das Entscheidende an diesem Operativen Vor-



gang, der den Decknamen »Stellvertreter« hatte, war, dass das Ministerium für Staatssicherheit auch Einblick nehmen konnte in die Krankenakte dieser Frau und dabei herausfand, dass sie manisch-depressiv war. Aufgrund dieses Gesundheitsbefundes dachten sich die Stasi-Offiziere folgende Maßnahme aus: Sie besorgten sich einen Nachschlüssel von ihrer Wohnung und drangen dann über mehrere Wochen hinweg in die Wohnung der Frau ein. Sie verstellten über Wochen in ihrer Wohnung verschiedene Gegenstände, hängten Handtücher um, ordneten die Blumentöpfe auf den Fensterbänken neu usw. Sie können sich vorstellen, was so eine Maßnahme, deren Urheber nicht erkannt werden konnte, auslöst. Sehr eindrücklich finde ich auch die Reaktion von Freunden von ihr, die sagten, das können sie sich gar nicht vorstellen. Und die Stasi hat man dahinter sowieso nicht vermutet. Diese Maßnahmen wirkten so schlimm, dass sich der Krankheitsbefund verschlechterte und die Frau immer mehr in den Wahnsinn getrieben wurde. Politisch zog sie sich aus der Arbeit der Frauen- und Friedensbewegung in Mecklenburg zurück. Letztendlich hat sie sich 1989 das Leben genommen.

Das Entscheidende, auch in dieser Akte Nachzuvollziehende ist, dass die verantwortlichen vorgangsführenden Offiziere nicht aufgehört haben, die Zersetzungsmaßnahmen gegenüber dieser Frau einzustellen, obwohl sie selbst in den Sachstandsberichten immer wieder notiert haben, dass sie nicht mehr in der Lage sei,

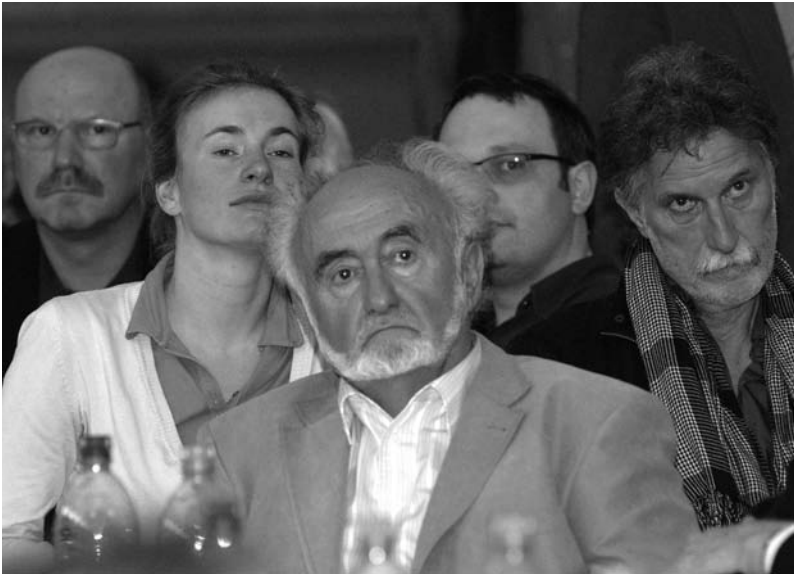
an politischen Sitzungen teilzunehmen. Sie haben diese Akte und diese Maßnahmen weitergeführt, vor allem ausgerichtet auf den Gesundheitsbefund der Frau. Und der Preis war natürlich hoch: die Selbsttötung.

BELEITES: Herr Dr. Grashoff, zu Zersetzungsmaßnahmen im Zusammenhang mit operativen Vorgängen gehörte ja ganz oft – wenn auch nicht in einer so krassen Weise – Psychoterror über einen längeren Zeitraum hinweg. Gibt es bei den von Operativen Vorgängen Betroffenen eine erhöhte Suizidrate? War es eine Strategie der Stasi, Leute in den Selbstmord zu treiben?

GRASHOFF: Das war auch eine zentrale Frage meiner Untersuchungen. Die erste Frage kann ich nicht beantworten. Ich weiß nicht, wie viele Leute, die in operativen Vorgängen bearbeitet wurden, sich tatsächlich das Leben genommen haben. Ich weiß nur, dass es wenige waren. Das kann ich mit Sicherheit sagen. Was Frau Pingel-Schliemann gerade dargestellt hat, dass während einer operativen Bearbeitung jemand von der Staatssicherheit in den Tod getrieben wurde, erscheint aus meiner Sicht als seltener Einzelfall. Ich habe gezielt danach gesucht und insgesamt in den Akten der Staatssicherheit 1.400 Fälle durchgesehen. Ich habe keinen vergleichbaren Fall gefunden.

Meine Beobachtung war eine andere, wenn wir hier über Folgen von Willkür und Gewalt in der SED-Diktatur sprechen. Ich sagte ja vorhin, dass ich auch mit vielen Angehörigen, die Menschen durch Suizid verloren haben, gesprochen habe. Es gibt eine ganz andere Folge der SED-Diktatur, und das ist das Leiden der Angehörigen. Das war die Erfahrung, die ich gemacht habe. Ganz oft habe ich festgestellt, dass es für die Angehörigen schon zu DDR-Zeiten sehr schwierig war, über das Thema Selbsttötung zu reden und dann noch zusätzlich, wenn diese irgendetwas mit politischen Konflikten zu tun hatte. Und dass es für sie auch jetzt, nach 1990, schwierig ist, darüber zu reden. Und dass sie in gewisser Weise nach Eindeutigkeit suchen, dass sie nach einer Art und Weise suchen, darüber zu reden, die sie entlastet. Die Suche, die auch ein Hilferuf ist, führt oftmals dazu, dass Angehörige die Vermutung haben, dass sich ihr Angehöriger gar nicht das Leben genommen hat, sondern in Wirklichkeit im Zuge einer Zersetzungsmaßnahme von der Staatssicherheit ermordet wurde. Das ist mir mehrfach begegnet. Meistens habe ich relativ schnell festgestellt, dass es von der Staatssicherheit entweder keine Zersetzungsmaßnahmen gegeben hat oder dass die Staatssicherheit in keiner Weise solche Intensität an den Tag gelegt hat, wie das Frau Pingel-Schliemann eben beschrieben hat.

Meine Beobachtung ist, dass ich in den Gesprächen mit Angehörigen in einen Konflikt hineingeraten bin. Ich habe in meinem Bestreben auf der Suche nach



Wahrheit – was immer das auch ist – an Bereiche gerührt, die weh tun, die oftmals die Angehörigen auch gar nicht wirklich wissen wollen, ich habe gespürt, dass es ihnen gar nicht so sehr darum geht, die Wahrheit herauszufinden, sondern sie brauchen Hilfe. Ich bin mit meinen Fähigkeiten als Historiker, ich bin ja nun kein Therapeut, an meine Grenzen gekommen. Ich habe gesehen, dass hier ganz andere Fähigkeiten und Qualifikationen erforderlich sind, um diesen Menschen zu helfen.

PINGEL-SCHLIEMANN: Vielleicht muss ich das noch einmal deutlicher sagen: Der Staatssicherheitsdienst hat in seinen Eröffnungsberichten zu Operativen Vorgängen oder zu Operativen Personenkontrollen nicht als Ergebnis formuliert, dass er den Selbstmord dieses Mannes oder dieser Frau anstrebt. Man muss aber deutlich sagen, dass der Staatssicherheitsdienst es in Kauf genommen hat, wenn Menschen sich das Leben genommen haben. Ich kann Ihnen auch aus vielen anderen Akten berichten, wo deutlich wird, dass die Vorgänge aufgrund des Gesundheitszustandes, sowohl des körperlichen als auch des psychischen, von betroffenen Personen schon viel früher hätten beendet werden können, weil die Personen nicht mehr politisch aktiv waren. Aber vorgangsführende Offiziere haben weitergemacht aufgrund der kriminellen Energie, die ihnen eigen war. Das hat natürlich Gesundheitszustände noch dramatisch verschlechtert. Und das macht es

für die Betroffenen zum Teil auch heute noch sehr schwer, sich in der Gesellschaft einzurichten.

BELEITES: Herr Dr. Kowalczuk, wir haben gehört, dass es über die Zeit der SBZ und der DDR sehr verschiedene Formen von politischer Willkür und politischer Gewalt gegeben hat. Es gab aber auch immer Widerstand. War die Repression erfolgreich, war sie immer gleich erfolgreich oder hat sie den Widerstand im Grunde dann doch nicht brechen können? Wie würden Sie das einschätzen?

Kowalczuk: Vielen Dank für diese abendfüllende Frage. Man muss zunächst einmal die Zeit vor und nach 1961 unterscheiden. Vor 1961 waren ja nicht nur Repression und Gewalt offen sichtbar. Auch Widerstand und Opposition waren gegen das System von prinzipieller und fundamentaler Ausrichtung gekennzeichnet. Das hing mit verschiedenen Aspekten zusammen. Erstens natürlich mit den Erfahrungen in diesem System selbst. Aber natürlich auch damit, dass die Möglichkeiten, sich seiner Verhaftung zu entziehen, bis 1961 ungleich größer waren als danach. Hinzu kam, was ja dann der entscheidende Wandel war, dass Ende der 60er-Jahre die internationale Anerkennungswelle der DDR mit dem Höhepunkt des Grundlagenvertrages und der KSZE-Schlussakte einsetzte. Das hatte natürlich innenpolitische Folgen, die auch mit der Desillusionierung nach der Niederschlagung des Prager Frühlings einhergingen. Wenn die ganze Welt dieses Land als Völkerrechtsobjekt anerkennt, dann hat das natürlich auch innenpolitische Auswirkungen auf diejenigen, die in diesem System leben müssen. Sie müssen sich mit den Gegebenheiten arrangieren und davon ausgehen, dass es dieses Völkerrechtsobjekt namens DDR noch viele Jahre geben wird.

Insofern war der Mauerbau von 1961 nicht nur aus der Sicht der Kommunisten herrschaftsstabilisierend, sondern er hat die Gesellschaft und das Widerstandspotential verändert. Und knapp 17 Millionen Menschen machte er tatsächlich zu Insassen, was bei vielen psychische Folgen hatte, die man bis zum heutigen Tage wahrnehmen kann und wahrnehmen muss. Dies führte dann aber auch dazu, dass diejenigen, die zur Opposition bereit waren, nach legalistischen Wegen in diesem System suchten. Wir haben im Zusammenhang mit den Folgen des 17. Juni 1953 in Deutschland vor einigen Jahren eine Untersuchung gemacht und eine interessante These belegen können: Wenn die westlichen Medien um den 17. Juni herum über diesen Tag berichteten, stieg im Osten automatisch der Widerstandsgeist. Lief zum Beispiel im ZDF oder in der ARD ein Film über die Ereignisse des 17. Juni, dann häuften sich in den Tagen danach sofort die Losungen an den Wänden zwischen Rostock und Suhl: »Es lebe der 17. Juni!«, »Deutsche Einheit!« oder Ähnliches. Berichtete das westdeutsche Fernsehen nicht

darüber, was etwa seit Mitte der 70er-Jahre mit wenigen Ausnahmen der Regelfall war, dann passierte in der DDR auch nichts. Dann ging dieses Ereignis im kollektiven Gedächtnis, insbesondere bei den Jüngeren, unter und wurde nicht diskutiert. Aber in den wenigen Jahren wie 1978 oder 1983, wo breiter darüber berichtet wurde, ging es sofort hoch. Die Stasi war in ihren Berichten immer sehr erzürnt darüber, wenn im ZDF oder in der ARD ein Bericht über eine erfolgreiche Flucht gesendet wurde.

Dieses kleine Beispiel zeigt natürlich die Verantwortung von freiheitlichen, demokratischen Systemen gegenüber unfreiheitlichen, undemokratischen Systemen. Man muss über das, was dort passiert, informieren. Das gilt auch heute für uns, so wie es damals für die Bundesrepublik galt. Denn viele Menschen, die in der DDR in Zuchthäusern und Gefängnissen saßen, konnten später nicht über ihre Hafterlebnisse sprechen. In der Bundesrepublik, insbesondere in den 70er- und 80er-Jahren, herrschte kein Klima, in dem man sich für diese Geschichten interessiert hätte. Man musste wieder schweigen, man musste sich integrieren, und zum Integrieren gehörte zum großen Teil auch das Schweigen über die Erfahrungen in der DDR. Man muss diesen Aspekt immer in den Blick nehmen und bestimmte politische und gesellschaftliche Versäumnisse in der damaligen Bundesrepublik zur Sprache bringen.

BELEITES: Vielen Dank an alle Podiumsteilnehmer für dieses interessante Gespräch.



Vortrag

Die DDR und ihre Macht – der Machtapparat der DDR

STEPHAN HILSBURG

Noch vor zwei Wochen habe ich zugesagt, den Titel meines Vortrages exakt auszufüllen. Doch heute werde ich hemmungslos subjektiv und erbarmungslos persönlich sein. Ich möchte Ihnen etwas erzählen.

Ich bin in der DDR aufgewachsen. Sie hat mich geprägt, so wie einen die Kultur prägt, in der man groß wird. So wie einen die Eltern erziehen, die man (im Gegensatz zu diesem Staat DDR) liebt, aber über deren Erziehungsmethoden man unterschiedlicher Meinung sein kann. Dennoch haben sie mich dauerhaft geprägt. Man konnte ja gar nichts dagegen machen. So wie die geschichtlichen Zeitumstände sind, in die man hineingeboren wird und an denen man sich zu reiben beginnt, wenn man heranreift und sich ein eigenes politisches Bewusstsein

bildet. Ich bin durch die Schulen der DDR gegangen, die Polytechnische Oberschule, den Volkseigenen Betrieb, um meinen Facharbeiter zu machen, die NVA, um das militärische Handwerk zu erlernen, die Massenorganisationen DSF und FDGB, um nicht allzu sehr als renitenter Feind der DDR aufzufallen. Ich habe jeden Tag die Mauer gesehen. Und vorher die Grenze, als da noch keine Mauer stand. Ich habe Schüsse gehört. Ich war auf den Kampfdemonstrationen für den Frieden, wo sie fast alle waren, meine Mitbürger, meine Mitschüler. Ich war wählen und versuchte mich vergeblich an einer Nein-Stimme. Später ging ich nicht mehr hin.

Ich habe mir Mühe gegeben in der Schule, war ein guter Schüler. Aber die DDR wollte meine Leistung nicht, zumindest nicht auf der Erweiterten Oberschule und nicht auf der Universität. Ich wollte auch Musik studieren, aber die DDR wollte meine musikalischen Fähigkeiten nicht. Ich hatte das Gefühl, dass sie mich überhaupt nicht wollte. Mein Vater wollte, dass ich Theologie studiere. Er hatte Mitleid mit mir. Sah er die Fortsetzung des Familienschicksals einer protestantischen Pfarrfamilie in mir? Spürte er die Last, die er sich und seiner Familie aufgepackt hatte, als er in die DDR ging? In Sühne für seinen Vater, meinen Großvater, auch Pfarrer, leider gleichzeitig NSDAP-Mitglied, war er zu den Menschen gegangen, wo man als evangelischer Pfarrer zu sein hat. Bei den Menschen in Not.

Aber ich wollte kein Pfarrer werden. Und deshalb wollte ich auch nicht Theologie studieren. Ich wollte den Menschen nicht von der Kanzel her ungeglaubte Phrasen verkündigen. Ich wollte nicht vorm Altar ungeglaubte Gebete sprechen. Und ich wollte nicht Theologie studieren, nur um überhaupt studieren zu können, nur um überhaupt Abitur machen zu können. Außerdem empfand ich die Kirche inzwischen als feige. Auch sie traute sich nicht, die Zwangslage, in die dieser Staat DDR seine Bürger jeden Tag aufs Neue brachte, beim Namen zu nennen. Die Kirche wollte nicht zu viel riskieren. Sie wusste, dass die SED ihr einen Kampf auf Leben und Tod aufgezwungen hatte. Und sie stand in der Gefahr, diesen Kampf zu verlieren. Deshalb wollte sie keinen Vorwand für weitere Zwangsmaßnahmen der DDR liefern. Ich dachte dabei immer nur, dass das Herauszögern des eigenen Todes auch kein lebenswertes Leben darstellt. Die SED hatte ja alle Machtmittel in der Hand. Sie konnte der Kirche den Hahn abdrehen, wann immer sie wollte. Wenn sie es nicht tat, dann weil es ihr nicht opportun erschien. Irgendwelche Gründe sprachen dagegen, vorerst. Aber die Macht dazu hätte sie gehabt. Ich hatte keine Lust darauf, diese täglichen kleinen, vergeblichen, ängstlichen Kompromisse mit auszuloten.

Ich hasste die DDR. Sie zwang die Menschen zu lügen. Sie zwang sie, ihre Verwandten zu verraten. Sie zwang sie, zu heucheln, sich anzupassen. Sie war fürchterlich provinziell. Sie dachte, sie sei so gut. Dabei war sie so armselig. Sie war langweilig und gleichzeitig ängstlich und reizbar. Sie fühlte sich von jedem, der seine eigene Meinung sagte, provoziert. Ihre Ideologie war der größte Schwachsinn. Man musste Knicke im Gehirn haben, wenn man dieser marxistisch-leninistischen Weltanschauung etwas abgewinnen wollte.

Ich wollte neben meiner Lehrausbildung auf der Volkshochschule Abitur machen. Ich durfte nicht. Angeblich waren meine Leistungen zu schlecht. Stimmt. Sie waren schlecht, weil ich keine Lust auf diesen drögen trockenen Lehrstoff hatte, den ich nur zwangsweise konsumierte. Ich hatte die Ablehnung vom Abitur in der achten Klasse nicht verwunden. Sie traf mich an einer wunden Stelle. Ich war extrem ehrgeizig. Und ich wollte etwas erreichen. Ich wollte etwas darstellen, eine große Erfindung machen, eine große Entdeckung. Meine Idole waren Nils Bohr, Ernest Rutherford, Max Planck, Werner Heisenberg. Jetzt war ich abgeschnitten, sollte Normalverschnitt sein, so wie alle anderen. Das wollte ich nicht. Das Leben verlor seinen Sinn für mich. Wer weiß schon, wie schwer einem das Lernen fällt, wenn es einem genommen wird.

Nach meiner Armeezeit wollte ich überhaupt kein Abitur mehr machen. Diesem Staat weitere drei Jahren meines Lebens in den Rachen zu werfen, ohne Garantie, dann studieren zu können, was ich gerne wollte, kam für mich nicht mehr in Frage. Ich verweigerte mich diesem Staat, ohne diese Verweigerung mit einer inhaltlichen Lebenssubstanz kompensieren zu können. Auf die Dauer aber wird man von Verweigerung nicht satt.

Und ich begann langsam etwas zu tun, was ich immer gehasst hatte, ich begann mich abzufinden. Die Jahre vergingen. Ich gründete eine Familie, die ich liebte und in der ich mich wohlfühlte. Aber als Ersatz für die Entbehrungen im öffentlichen Leben taugte sie nicht. Ich mochte meinen Beruf, obwohl er mir zu wenig war, es war trotzdem ein schauer Beruf. Ich war neidisch auf den Westen. Aber ich verbot mir den Wunsch, dorthin zu ziehen. Denn man lässt seine Freunde, Verwandten und Kollegen nicht im Stich. Doch im Inneren bohrte noch eine ganz andere Sorge. Überließ man den Kommunisten nicht das Schlachtfeld, wenn man sich einfach aus dem Staube machte? Durfte man die Herausforderung seines Lebens beantworten mit persönlichen Vorteilen, die einem die Flucht in den Westen vermittelten? War es nicht ein besonderes Zeichen von Feigheit, wenn man den Selbstbehauptungskampf in der DDR aufgab, den Kommunisten das Schlachtfeld überließ? Sollten sie weiter Lebensträume vernichten dürfen,

Menschen kaputt spielen, Landschaften ruinieren, die Wirtschaft zerstören? Ich fühlte die Last unserer Geschichte auf mir, ohne eine Antwort zu haben. Ich zerbrach mir den Kopf über der Frage, wie dieses politische Problem lösbar war. Ich wusste, dass die Russen im Lande waren. Ich wusste, dass die kommunistische Machtzentrale in Moskau war. Aber die Kommunisten in der DDR waren nicht einfach sowjetische Handlanger, sie waren keine fünfte Kolonne. Sie wollten die Macht ganz bewusst für sich. Das waren Deutsche. Sie wollten einen sozialistischen Staat auf deutschem Boden. Sie wollten eine sozialistische Gesellschaft. Sie wollten die Menschen formen, umformen. Sie hassten mich, weil ich ihnen nicht mehr formbar erschien. Sie hassten den Westen. Sie hassten die Sozialdemokraten. Sie hassten die Unternehmer. Sie hassten die Kirche. Und sie hassten die Freiheit. Sie hassten die Wahrheit. Und sie hassten die Geschichte. Sie hatten ein eigenes Geschichtsbild. Das hatte zwar mit den historischen Fakten nichts zu tun. Dafür aber mit ihren kommunistischen Visionen, Hoffnungen und Utopien umso mehr. Vor allem mit ihrer Macht. Damit man die reale Geschichte nicht verstand, wurde man mit der kommunistischen Geschichtsideologie konfrontiert. Selten so ein langweiliges Fach erlebt wie den Geschichtsunterricht in Klasse 9 und 10, der sich nur noch mit der Geschichte der Arbeiterbewegung beschäftigte. Kompletter Schwachsinn, dass von der Arbeiterklasse ein einziger Segen für die Zukunft der Menschheit ausgehe. Mir fehlte es nicht an Mitleid mit dem Schicksal der Industriearbeiter besonders im 19. Jahrhundert. Aber dass sie nun der Bannerträger des Fortschritts sein sollten, das war doch ein bisschen weithergeholt. Und noch schlimmer war der Umgang der Kommunisten mit der Wahrheit. Das Letzte, was man in der DDR sagen durfte, war die Wahrheit. Da machte man sich zum Staatsfeind. Nein, der Sozialismus musste gelobt und der Imperialismus gebrandmarkt werden. In der DDR war alles gut, im Westen war alles schlecht. Das war so primitiv, dass es gleichzeitig abschreckend und unglaubwürdig war.

Ich hatte nicht das Gefühl, dass meine Mitschüler diesen Schwachsinn glaubten. Zumindest anfangs nicht. Und eine Mehrheit von ihnen schon gar nicht. Das Mitmachen bei den Jungpionieren in der Grundstufe (Klasse 1 bis 4) war noch kindlich naiv, nachvollziehbar verständlich. Aber ich als Kind einer Pfarrersfamilie durfte da nicht hin. Ich durfte kein Jungpionier werden, weil meine Eltern nicht wollten, dass ich ein Opfer der frühkindlichen kommunistischen Indoktrination wurde. Das wusste ich damals nicht. Ich verstand dieses Verbot nicht. Ich wollte bei meinen Mitschülern sein. Ich wollte nicht ausgeschlossen werden. Ich ging heimlich zu den Jungpionieren und versteckte mich bei ihnen



unter dem Tisch. Dort entdeckte mich die Lehrerin und schickte mich nach Hause. Da war aber nicht nur Verdruss über die Verletzung eines Verbotes in ihrer Stimme. Da schwang Mitgefühl mit. Ich verstand das alles nicht. Meine Eltern blieben hart. Ich habe ihnen das später nicht übel genommen. Nicht sie haben mich zum Opfer gemacht.

Wann ich merkte, dass die anderen Mitschüler eine eigene Entwicklung durchmachten, weiß ich nicht mehr genau. Wir sprachen die gleiche Sprache. Wir hatten die gleichen Freunde. Wir hatten die gleichen Auseinandersetzungen. Wir wetteiferten um die Gunst der gleichen Lehrer. Aber es gab da Pionierleiterinnen, die waren nur für Pioniere da. Und es gab die Mitschüler, die gehörten zur Pionierleitung der Schule. Es gab Vorsitzende bei den Pionieren und Thälmannpionieren. Das war die Pionierorganisation in der 5. und 6. Klasse. Es gab die ersten FDJ-Sekretäre. Es gab die Jugendweihe. Die meisten machten Jugendweihe. Ich war anders. Ich versuchte meine Mitschüler zu verstehen. Aber richtig verstand ich sie nicht. Ich konnte diese Jugendweihe nicht nachvollziehen. Was sollte das sein, eine Weihe? Das klang so religiös. Und das in einem aufgeklärten Zeitalter, eines der Wissenschaft und der Vernunft. Warum so ein komischer Ritus? Wenn die Kirche das machte, ihre Sache. Aber die Bannerträger einer sogenannten, selbst ernannten wissenschaftlichen Weltanschauung? Wenn ich es richtig überdenke, war ich natürlich kein Anhänger dieser Weltanschauung. Aber

Anhänger einer Art praktischer Vernunft, wo kein Platz für Religion mehr war, das war ich schon. Umso weniger war diese Jugendweihe zu verstehen. Das klang allzu sehr nach Budenzauber, merkwürdigem Musche-Bu-Bu, nach einer typisch kommunistischen Erfindung, durchgesetzt mit dem entsprechenden Anpassungsdruck.

Ich fragte meine Mitschüler, wie sie so etwas wie eine Jugendweihe machen konnten. Die meisten gaben keine Antwort, zuckten mit den Schultern, brachten irgendwie ihr Unverständnis über meine Frage zum Ausdruck. Andere schwärmten von den vorbereitenden Veranstaltungen. Da machte man Ausflüge. Da übte man sich in Solidarität. Da ging man ins Pionierhaus, da wurde experimentiert und über die Welt von morgen geredet. Das hörte sich nicht schlecht an. Aber die Vorstellung, dass sich dann die 14-Jährigen auf der Bühne in FDJ-Kleidung mit blauem Halstuch in einem Theater oder Kulturhaus in einer Reihe aufzustellen hatten, dass dann eine salbungsvolle Rede mit diesem ideologischen Schwachsinn gehalten wurde, dass man dieses Buch »Weltall, Erde, Mensch« – eine einzige kommunistische Verherrlichung und Utopie – überreicht bekam, die machte mir Angst. Das war mir zu billig. Das war verlogen. Und keiner meiner Mitschüler dachte sich etwas bei dem Begriff der Weihe in Jugendweihe.

Da war Konfirmation schöner. In der Kirche war die Musik schön. Die Bibel war schön, die Texte waren toll, voller Geheimnisse und so viel Weisheit. Der Pfarrer lief im schwarzen Talar rum. Die Kirche gefiel mir. Dieser altertümliche Raum mit den geheimnisvollen alten Bildern. Wir waren auch frech im Konfirmandenunterricht. Der Pfarrer regte sich so herrlich auf, wenn wir auf der Kanzel Unfug trieben. Manche meiner Mitschüler machten beides. Konfirmation und Jugendweihe. Ehrlich war das nicht. Aber was sollten sie tun? Ihre Eltern wollten ihren Kindern keine Schwierigkeiten bereiten. Dennoch glaubten sie nicht an diese Jugendweihe. Das war kommunistischer Budenzauber. Nichts Richtiges fürs Leben. Da war Kirche besser. Aber die eigenen Kinder sollten nicht unter diesem Regime zu leiden haben. Schließlich hing vom Wohlverhalten eine ganze Menge für ihr späteres Leben ab. Sie übten ihre Kinder ein. Leben unter einer Diktatur verlangt Opfer, kleine und große Kompromisse. Kompromisse wollte ich nicht.

Dann begannen diese Werbungen für NVA-Offiziere. Die Kindheit war zu Ende. Und der Zauber der Jugend wurde überschattet von lauter wichtigen Entscheidungen fürs Leben, wo man sich immer fragte, ob der Preis für das Festhalten an der eigenen Überzeugung zu hoch war oder gerade noch hinnehmbar. Die sich für ein Leben in diesen kommunistischen Strukturen entschieden, waren

ja meine Mitschüler und blieben das auch. Sie waren ja nicht einfach schlechte Menschen. Unter Kindern ist man ehrlich. In der Jugend wurde das anders. Man sah genau, warum sich jemand für eine Offizierslaufbahn entschied. Manchmal war's echte Begeisterung fürs Militärische, für militärische Technik. Pilot sein, das war doch etwas. Das waren noch die Ehrlichen. Doch dann kamen die, die genau wussten, dass sie einen Preis fürs Fortkommen bezahlen wollten, denen die ganze NVA schnuppe war. Aber dass sie dann einen Platz auf der Erweiterten Oberschule gratis bekamen und einen Studienplatz dazu, wenn sie nicht zu blöde dafür waren, das war ihnen wichtig. Da war der Geschmack von Heuchelei, von Entsolidarisierung, von Anpassung und von Egoismus. Ich wandte mich ab. Das gefiel mir nicht. Diese Jungen wussten genau, dass es ihnen nicht um Überzeugung ging. Es ging ihnen ums Geld, um sozialen Aufstieg, um berufliches Fortkommen. Die Schule honorierte das. Der Direktor lobte sie, eine bigotte Veranstaltung. Wo blieben bei diesen Anpassungsorgien die eigenen Überzeugungen? Wofür lebten diese Jungen eigentlich? Was war ihnen eigentlich wichtig? Ich verstand sie nicht.

Bei den Mädchen war das nicht viel anders. Gott sei Dank mussten die nicht zur Armee. Dafür waren sie fleißig bei der FDJ, im Freundschaftsrat, rissen sich um den FDJ-Sekretär-Posten. Sie übernahmen die Rollen der Lehrer, die bis dahin den Schülern ideologisches Wohlverhalten beizubringen gehabt hatten. Jetzt halfen ihnen diese FDJlerinnen dabei.

Die Wege hatten sich getrennt. Nicht alle waren so. Nicht jedem schien wohl dabei zu sein. Es war die Zeit, wo man ein Gespür dafür bekam, wer in ehrlicher und überzeugter Weise Anhänger dieses Staates wurde und wer sich aus reinem Opportunismus nur anpasste. Erstere waren mir lieber. Vor den Letzteren grauste es mir. Ob das eine richtige Unterscheidung war? Noch wusste ich nicht, wozu Überzeugungstäter in der Lage sind. Aber ich erkannte eine ehrliche Überzeugung an. Diese Leute waren wenigstens authentisch. Die anderen gaben alles preis, was den Wert des Lebens in meinen Augen ausmachte. Sie verkauften sich. Furchtbar.

Für die meisten Mitschüler kam die EOS sowieso nicht in Frage. Und da waren nicht wenige darunter, bei denen ich das Gefühl hatte, dass sie über verschüttete Begabungen verfügten. Die Schule in der DDR hat sie nicht gehoben. Und dass offenbar meine Begabung, zumindest was Lernen, Wissen und Denken betrifft, zur Oberfläche kam, war kein Verdienst der Schule, sondern der täglichen Gespräche über Geschichte, Wissenschaft und Politik zu Hause. Nach der 8. Klasse aber waren die Messen gesungen. Mehltau legte sich über die Landschaft.



Doch irgendwann verschwand der wieder. »Die DDR auf Dauer braucht weder Knast noch Mauer – wir bringen es so weit!«, sang Wolf Biermann, erinnern Sie sich noch? Kaum ein Liedermacher brachte die Gefühlslage von uns damals so auf den Punkt wie er. Da war er schon weg. Ich hatte ihn noch erlebt, persönlich, den Barden, den angebeteten Künstler, den Mutigen. Welch eine Kraft in der Sprache, was für ein Gefühl in der Musik. Und doch: »So oder so, die Erde wird rot.« »Wie ich sie unter Italiens Himmel wachsen seh'«. Das war eine Anspielung auf den Eurokommunismus. Das war nun nicht genau mein Lebensgefühl. Da stimmte was nicht. Und als Biermann dann in Köln bei dem berühmten Konzert – Anlass des SED-Politbüros für seine Ausweisung – bei Rainer Kunze differenzierte zwischen Freund und Genosse, als er allzu sehr den kommunistischen Traum bemühte, da war er eigentlich auch schon ausgeträumt. Biermann war ein ehrlicher Kommunist gewesen. Aber er verkörperte den Kommunismus nicht. Nur seine Sehnsucht danach.

Die kommunistische Wirklichkeit war anders. Das war Politbürokratie, Unrechtsstaat, Mauer, politische Haft, Diskriminierung, Totalitarismus, Niedergang. Und natürlich die Niederschlagung des Prager Frühlings '68. Da war ich zwölf Jahre alt. Und spürte doch, dass hier eine Wendung eingetreten war, die welthistorisch zu nennen nicht zu tief ansetzt. Denn mit der Niederschlagung des Prager Frühlings wurden Hoffnungen beerdigt, die zum Kitt des Kommunismus zwischen den Mächtigen und den Gläubigen gehört hatten. Jetzt aber stand fest: Das kommunistische, von Moskau diktierte reale Weltsystem würde nicht von

sich aus den Weg zur Freiheit einschlagen. Der Glaube an ein kommunistisches Paradies begann zu zerrinnen. Das System begann sich auszuhöhlen. Was hatte diesen Kommunismus nur so stark gemacht? Ich wusste es nicht, aber es wurde immer deutlicher, welchen Niedergang für unser Land er bedeutete. Warum sagten diese Menschen nichts? Warum schwiegen sie? Warum duldeten sie, warum passten sie sich an? Warum ließen sie sich demütigen, peinigen, quälen? Meine erste Diskussion hatte ich in der Schule in der 2. oder 3. Klasse. Die Vertragsstaaten des Warschauer Paktes hielten ihr Jahresmanöver das erste Mal in der DDR ab – Anfang der 60er Jahre. In Thüringen. Die DDR war wahnsinnig stolz darauf. Sie veröffentlichte eine Meldung nach der nächsten darüber, eine Reportage löste die andere in unseren einschlägigen Wochenzeitungen ab, in der Wochenpost, der Neuen Berliner Illustrierten. Und unsere Lehrerin, eine Frau Kreibitz, wollte, dass jeder von uns sich eine Mappe über dieses hochpolitische militärische Ereignis mit all den Veröffentlichungen anlegt. So eine Art privater Wandzeitung.

Als ich das zu Hause erzählte, da rastete plötzlich meine Mutter aus. Das hatte ich noch nicht erlebt. Bis dahin war es mein Vater, der gegen diesen Staat polemisierte. Aber nun plötzlich meine Mutter: »Das kommt gar nicht in Frage. Da reden die immer davon: ›Nie wieder Krieg!‹ Jetzt fangen sie an, den Krieg zu verherrlichen. Und die Natur, da wird halb Thüringen niedergewalzt. Also, Du machst das nicht. Punkt. Aus. Schluss. Basta.« Sie konnte sehr entschieden sein. Und ich hatte gar keine Wahl. Eigentlich hatte ich mir das ganz praktisch vorgestellt. Zwar machten mir die Panzer Angst. Die Vorstellung, dass Soldaten sich überrollen lassen mussten, um dann doch am Leben zu bleiben, erschien mir allzu fürchterlich. Dennoch, so schlimm konnte es ja nicht sein, diese Artikel zu sammeln und dann auszuschneiden, aufzukleben. Und das Ganze auf mehreren Seiten. Das wäre es schon gewesen.

In der Schule warf ich in der nächsten Stunde diese Frage auf. Ich stand auf, weil man als Schüler immer stehen musste, wenn man mit dem Lehrer sprach. Und ich stand da eine ganze Stunde. Die Lehrerin war wohl perplex. Sie nahm mich ernst und ging auf meine Argumente ein. Und weil ich nicht locker ließ, erließ sie mir am Ende der Stunde diese Hausarbeit. Das war nicht mein Verdienst. Ohne meine Mutter hätte ich im Leben nicht diskutiert. Ich diskutierte die ganze Zeit allein. Erst zum Schluss, als sich das Blatt wendete, meldete sich ein Mädchen, das ebenfalls begann, diese Hausarbeit zu kritisieren. Aber da machte die Lehrerin kurzen Prozess und entschied, nur bei mir eine Ausnahme zu machen, sonst aber keine mehr.



Seit dieser Erfahrung diskutiere ich gerne. Vom Erfolg war ich nicht ausgegangen. Ich fühlte mich nur verpflichtet dazu. Was hat die Schüler bewogen, den Mund zu halten? Desinteresse? Die Erwachsenen hatten Angst vor den Repressalien. Der ganze Staat DDR strahlte Gewalt und Aggression aus. Die Staatsmacht und die SED präsentierten sich gewaltbereit gegenüber ihren Bürgern. Und die Bürger taten, was von ihnen verlangt wurde. Jeder im Aufgang hing am 1. Mai die entsprechende Fahne raus. Da gab es eine Anweisung. Die wurde befolgt. Die Anweisung, wählen zu gehen, wurde befolgt. Es fiel den Leuten ungeheuer schwer, sich gegen etwaige staatliche Wünsche zu wehren. Es gab ja immer diese Versammlungen. Da wurde nicht kritisiert. Auch wenn es Gelegenheit dazu gegeben hätte. Im Unterricht wurde der Sozialismus nicht in Frage gestellt. Er wurde gelobt. Und das Ganze wurde dann so abgetan: »Was macht das schon? Wir wissen doch, dass das nicht stimmt. Also was soll's. Ich geb' ihnen, was die haben wollen. Dann hab ich meine Ruhe und vielleicht eine gute Zensur.« In der Schule gab es ja tatsächlich schlechte Zensuren auf abweichende Meinungen, obwohl immer so viel von Ehrlichkeit die Rede war, von Persönlichkeit. Dass man immer seine eigene Meinung haben soll und dazu stehen muss. Aber wenn sich da mal ein vorsichtiger Zug von eigener Meinung zeigte, dann wurden die Schüler angezeigt, dann gab es schlechte Zensuren. Und so verhielten sich auch die Erwachsenen. Sie hielten nichts vom Sozialismus, aber sie duckten sich weg. Zivilcourage gab es

nicht. Widerstandsnester gab es einfach nicht. 2,6 Millionen Menschen waren in der SED. Mehr als eine Million in den Blockparteien. Der FDGB hatte eine Massenbasis von über 90 Prozent aller Werktätigen. Die DSF hatte auch Millionen an Mitgliedern. Der Organisationsgrad der Pionierorganisationen lag bei circa 95 bis 96 Prozent. Alle diese Parteien und Massenorganisationen boten ihren Mitgliedern keinerlei Interessenvertretung. Es waren Transmissionsriemen der SED. Willfähigkeitsorganisationen. Disziplinierungseinrichtungen für Ja-Sager. Und trotzdem empfanden sich die Menschen in der DDR nicht als ängstlich. Und wer hier in Ostdeutschland den Begriff von Feigheit in den Mund nimmt, erntet noch heute Zornesausbrüche und Empörungorgien. Bis heute gibt es in Ostdeutschland eine kollektive Tabuisierung all der Deformationen, die die SED ihren Bürgern hat angedeihen lassen. Der erzieherischen Liebe eines Erich Mielke konnten sie sich nicht entziehen.

Ein neuer Mensch sollte geformt werden. Die SED wollte das sozialistische Bewusstsein. Das Sein bestimmt das Bewusstsein. Und mit allen Mitteln hat die SED versucht, auf die Menschen Einfluss zu nehmen. Sie arbeitete mit Zwang, mit Druck, sie lockte mit kleinen und großen Privilegien, mit beruflichem Fortkommen, mit einer besseren Wohnung, mit Reisen ins sozialistische und ins nichtsozialistische Ausland. Menschen, denen man alles nimmt, sind schon dankbar, wenn man ihnen kleine Erleichterungen in einem Akt der Großzügigkeit offeriert, auch wenn es sich um Grundrechte handelt.

Die Menschen haben der SED nicht geglaubt. Sie haben gar nichts mehr geglaubt. Sie wollten etwas vom Leben abhaben. Sie wollten Glück, ein kleines Glück in Form einer Urlaubsreise, einer größeren Wohnung, etwas mehr Gehalt, ein bisschen Reisen, ganz wenige mal eine Westreise. Das war schon ein großes Glück, da musste man schon Reisekader sein oder Künstler. Sie waren mit wenigem zufrieden. Sie genossen ihre Datsche, ihr Auto, ihre Bratwürste, ihre Multimax (eine DDR-Bohrmaschine), ihre selbst gebauten Möbel, ihr Haus, wenn sie denn eines hatten. Sie lernten, mit wenigem zufrieden zu sein, und wachten darüber wie über ihren Augapfel. Und sie stellten ihr bescheidenes Vermögen nicht in Frage. Sie versuchten stolz zu sein, auf ihre Leistungen, ihren Beruf, ihre Familie, ihre Qualifikationen. Sie ließen sich das nicht kaputt machen. Dass das alles nicht sicher war, wollten sie nicht wahrhaben.

Ich musste mich zusammenreißen, diese Menschen nicht allzu sehr zu verdammen, obwohl ich dieses Verhalten gehasst habe. Doch Menschen werden nicht so aus eigenem Antrieb. Man muss sie ungewöhnlich hart anpacken, um ihren Drang nach Freiheit zu unterdrücken. Es war das System, das sie deformiert

hat, das ihnen ihr Erwachsensein, ihr Mündigsein, ihre politische Selbstständigkeit, ihre Eigenschaft als homo politicus nahm.

Den Menschen in der DDR hat niemand geholfen. Nicht gegen die Russen, nicht gegen die Zwangskollektivierung, nicht gegen den Bau der Mauer, nicht gegen die Verstaatlichungen, nicht gegen die Enteignungen, nicht gegen Vertreibungen, nicht gegen die Zensur, nicht gegen Diskriminierungen, nicht gegen die Armee, nicht gegen vormilitärische Übungen, nicht gegen das politische Strafrecht, nicht gegen die Bespitzelungen, nicht gegen die Zersetzungen, nicht gegen das Brechen des Briefgeheimnisses, nicht gegen Vertrauensbruch, gegen nichts und niemanden. Wer das nicht erlebt hat, der hat leicht reden, ihnen heute ihre Ängstlichkeit vorzuwerfen. Aber das waren sie, Angsthasen, Anpassungsprodukte. Nicht mal die evangelische Kirche war da eine große Hilfe.

Sicher der große Dibelius, der hat die Misstände beim Namen genannt. Und das haben auch viele andere Pfarrer und Bischöfe getan. Nicht alle. Manche haben sich angepasst, manche sind den Kommunisten auf den Leim gegangen wie Bischof Mitzenheim in Thüringen und Gienke in Greifswald. Manche sind von den eigenen Amtsbrüdern eingeschüchtert worden wie Bischof Fränkel in Görlitz. Fränkel war ein äußerst mutiger Bischof, der in der Kirche den Spitznamen »Latzknaller« hatte. Er hatte irgendwo mal den Satz fallen lassen: »Man muss der roten Bestie eins vor den Latz knallen!« Er ist dann irgendwann von Amtsbrüdern ins Gebet genommen worden und schwieg seitdem. Danach hat er nicht mehr lange gelebt.

Andere aber haben real sozialistische Machtpolitik betrieben wie Stolpe und Schönherr. Dabei ist Stolpe nicht davor zurückgeschreckt, die SED auch christlich zu legitimieren. Er hat ihre Macht anerkannt. Sie war ein Teil seines Weltbildes. Er unterstützte sie nicht nur als IMB (Inoffizieller Mitarbeiter im Besonderen Einsatz). Und dann gab es natürlich Theologen, die an der deutschen Schuld so litten, dass sie zur Sühne an der Teilung ewig tragen wollten. Die machten das historische Versagen Deutschlands zu einer Quelle ewiger Verdammnis. Und das Leben in einer Diktatur zu der anzunehmenden gerechten Strafe, die wir Ostdeutschen für alle unsere Landsleute insgesamt zu tragen hätten. Ich hatte immer das Gefühl, dass mit dieser Konstruktion das Leid der totalitären Unterdrückung umgekehrt wurde und zu einer Quelle des Stolzes. So konnte man natürlich auch damit fertig werden. Doch aus einer ursprünglich frohen Botschaft wurde so eine sehr finstere.

Doch wirklich schlimm waren jene Theologen, die im Weißenseer Friedenskreis mitarbeiteten und in der Christlichen Friedenskonferenz. Das war in der Tat eine



fünfte Kolonne Moskaus. Hier unterwarf sich der christliche Glaube der kommunistischen Ideologie total. Christlich blieb hier nur noch der äußere Ritus, der Talar, die äußere Gottesdienstform, die Vokabeln. Für diese Theologen war der Sozialismus die bessere und gerechtere Gesellschaftsordnung. Und das kommunistische Paradies trat an die Stelle der christlichen Heilserwartung. Diese Leute verkündeten von der Kanzel herab den kommunistischen Glauben statt der christlichen Botschaft von der Vergebung und der Nächstenliebe. Das wusste auch die SED. Von Schabowski ist überliefert, dass er einmal Pfarrer Orphal in der Berliner Marienkirche über die Maßen lobte, weil der Beschlüsse eines SED-Parteitages von der Kanzel herab verkündet hatte.

Die Gemeinden der evangelischen Kirche, aufgrund ihrer demokratischen Grundverfasstheit selbstständig, waren häufig kleinbürgerlich. Sie hatten sich zwar Freiraum erhalten wie die ganze Kirche, immerhin. Aber im Grunde lagen auch sie an der Leine, selbst wenn an einer längeren. Immerhin hatte sich der evangelische Glaube einen Ort erhalten, in dem er leben konnte. Er wurde von der SED auf das Entschiedenste bekämpft. Doch die SED bemühte sich sehr darum, hier nicht zu überziehen. Ihr saß eine niederschmetternde Erfahrung der frühen 50er-Jahre noch in den Gliedern. Damals hatte die Verfolgung der Mit-

glieder der Jungen Gemeinden zu einer Stärkung der christlichen Jugendbewegung geführt und nicht zu ihrer Vernichtung. Hier ließ sich schon mal die Dialektik der Gewaltlosigkeit studieren. Die Jungen Gemeinden wurden wegen ihres Glaubens verfolgt, ohne dass von ihnen selbst irgendeine Gewalt oder Gefahr ausging. Das stärkte ihren Glauben statt ihn zu schwächen. Die Jungen Gemeinden waren auf diese Weise nicht zu knacken, sie wuchsen statt zu schrumpfen. Interessanterweise war es Moskau, das Ostberlin anwies, diese Verfolgung zu unterlassen.

Daraufhin änderte die SED ihre Strategie und begann die Kirche gezielt mit ihren MfS-Methoden zu unterwandern. Sie nahm konspirativen Einfluss auf Theologie und Politik der Kirchen. Die Namen der IMs in der evangelischen Kirche sind ja Legion. Diese Methode war erfolgreicher als die offene Unterdrückung. Die Zonen, wo die Menschen für die Kirche nicht mehr erreichbar waren, wurden immer größer. Die Gesellschaft entchristlichte immer mehr. Zum Schluss zählten sich in den Innenstädten noch acht bis zehn Prozent zur Kirche gehörig und auf dem Lande vielleicht 25 Prozent. Diese Werte lagen erheblich unter denen in Westdeutschland, woran man den verheerenden kommunistischen Einfluss gut erkennen kann.

Und es stimmt auch, dass die aufkeimende Oppositionsbewegung in der DDR einen ganz starken protestantischen Strang hatte. Havemann hatte das vorausgesehen und als ehemaliger Kommunist und bekennender Marxist, der er ja bis zum Schluss geblieben war, Kontakt zur protestantischen Oppositionsbewegung aufgenommen. Ihm schwebte ein gemeinsames Vorgehen linker und christlicher Oppositioneller vor.

Was aber nicht stimmt, ist die Metapher vom sogenannten Freiraum, den die Kirche den oppositionellen Friedenskreisen bot. Denn man kann niemandem Raum anbieten, den er schon hat, ja der ihm gehört. Diese christlichen Friedenskreise waren ein Kind des evangelischen Glaubens, des protestantischen Selbstverständnisses. Das Besondere daran war, dass sie keinen anderen Herrn über sich duldeten als ihren Gott; und dass sie den Auftrag der Verantwortung, den man als Christ für die Gesellschaft und die Schöpfung hatte, ernst nahmen und für sich neu und unabhängig interpretierten. Sie nahmen sich nicht die Kirche als besonderen Schutzraum, sondern sie sind hier entstanden, gewachsen und handlungsfähig geworden. Ab einer bestimmten Stelle verließen sie den Raum der Kirche, weil ihnen klar wurde, dass sie die offene und öffentliche Auseinandersetzung mit der SED suchen mussten. Das betraf zum Beispiel die »Initiative Frieden und Menschenrechte«, die »Frauen für den Frieden« oder auch die SDP. Es

betraf auch jenen Kreis um Pfarrer Wonneberger, dessen Friedenskreis in der Leipziger Nikolaikirche zum Initiator der weltberühmten Montagsdemonstrationen wurde.

Bis dahin war es die Angst, die in der DDR regierte. Und deren Ratschlag die Leute als vernünftig empfanden. Außenseiter waren jene, die versuchten, ihre Angst abzuschütteln, zu überwinden. Die sie nicht einfach hinnahmen, sondern sich daran abarbeiteten.

Ich habe erst kürzlich einen Vortrag von Jürgen Fuchs gelesen, den er in der Humboldt-Universität Anfang der 90er-Jahre im Zeitgeschichtlichen Institut bei Heinrich August Winkler gehalten hat. Fuchs sprach von der Angst, die er bei den Ostdeutschen in der

Wendezeit diagnostiziert hat, als er gemeinsam mit Wolf Biermann, den er damals begleitete, nach 13 Jahren zum ersten Mal wieder in sein Land, die DDR, kam. Nirgendwo im ganzen Ostblock, nicht in Prag und nicht in Warschau, sei er auf so viel Angst gestoßen, wie er sie in den Augen der Ostdeutschen gesehen habe.

Ich habe das damals noch nicht so gesehen, wahrscheinlich weil ich sie selber hatte. Ich habe die Wende immer als einen der glücklichsten Umstände in meinem ganzen Leben angesehen, eine Wohltat für geschundene Menschen, eine Therapie für verletzte Seelen. Und ich finde, wir können zu Recht dankbar sein über den hunderttausendfachen Mut der Ostdeutschen, die damals im Herbst '89 Weltpolitik gemacht haben und dabei ihre Angst überwunden haben. Aber damit war sie nicht erledigt. Sie saß viel zu tief. Und wie schwer fällt das Werk der Aufarbeitung der eigenen Geschichte, wenn man auf so viele Verletzungen und auf so viel eigenes Versagen trifft. Versagen ist das ja so lange, bis man den Mut findet, darüber zu reden. Es ist ein eigenes großes Kapital wert, zu erörtern, warum diese Aufarbeitung nicht stattfand und die Verletzungen wieder verschüttet wurden. Heute ist es schwerer denn je, Mut und Zuversicht zu erzeugen, heute, wo wir keine Angst mehr zu haben brauchen, wo ganz klar ist, dass die alten Kommunisten so auf keinen Fall mehr an die Macht kommen, wie sie in der DDR regiert haben.

Nein, eine neue Diktatur sehe ich nicht, wohl aber eine unerträgliche, fast teuflisch anmutende Geschichtsverlogenheit bei der Partei der Linken. Ich sehe Demokraten, die ihnen intellektuell nicht gewachsen sind und auf den Leim gehen. Teils weil sie, um der Macht willen, nicht denken wollen. Teils weil sie nicht denken können, da in ihnen die alte Unterordnung unter die ordnenden Hände der SED noch immer lebendig ist.

Nein, unsere Vergangenheit ist noch lange nicht bewältigt. Sie ist noch nicht einmal verstanden worden. Die Gespenster von gestern sind unter uns, und das, was an Verheißung in dem schönen Satz unserer Verfassung »Die Würde des Menschen ist unantastbar« steckt, kann sich angesichts der Mutlosigkeit und Tristesse, angesichts der unerkannten Vergangenheit nicht erfüllen.

Wir könnten heute so stolz sein in Ostdeutschland, ja in ganz Deutschland, über eine Friedliche Revolution, in der das Volk seine Peiniger ins politische Ausgeschickt hat. Eine Friedliche Revolution, die für unser Land die Wiedervereinigung gebracht und den Kalten Krieg beendet hat und die in die friedlichste Epoche Deutschlands und Europas gemündet ist. Wir könnten angesichts dieser Leistungen gelassen und optimistisch in die Zukunft sehen. Wir könnten den Mut der Menschen preisen und die Kraft der Freiheit, die sich niemals unterdrücken lässt. Aber diese Lieder werden bei uns nicht gesungen.

Wir singen tragische Lieder und Trauergesänge über verlorene ostdeutsche Identitäten, über Marktliberalismus und den entfesselten Kapitalismus, über Entsolidarisierungen und den Untergang des Sozialstaates. Über westdeutsche Arroganz und regionale Auszehrunen. Wo ist der Optimismus der Wendezeit hin, der Mut, die Kraft, die Zuversicht? War das nur eine Eintagsfliege?

Ich höre immer wieder, die Politik sei schuld. Sie würde die Menschen im Regen stehen lassen, sie würde lügen. Das sagen selbst Jugendliche, die die DDR gar nicht erlebt haben. Neulich redete ich mit einer Jugendlichen aus meinem ehemaligen Wahlkreis, die, angesprochen auf Politik, antwortete: »Dafür interessiere ich mich nicht!« Und ihr Nachbar ergänzte, daran sei diese ostdeutsche Kanzlerin schuld. Das könnte lustig sein, ist aber im Kern tragisch.

Die Kanzlerin mag ja für vieles verantwortlich sein. Aber dass Demokratie eine Sache jedes Einzelnen ist, eine Angelegenheit gewollter, unaufgebbarer Verantwortung für mehr als nur die eigenen, privaten Angelegenheiten, dass das Einmischen in die öffentlichen Angelegenheiten etwas mit ureigensten persönlichen Interessen zu tun hat, eine solche Erkenntnis und so ein Bekenntnis könnte einem auch die Kanzlerin nicht nehmen. Nein, das Problem ist, dass diese Jugendlichen solche Mündigkeit und Verantwortung (noch?) nicht wollen. Dafür mag es viele Gründe geben. Es kann mit ihren Eltern, mit ihrer Schule zusammenhängen, es kann durch die Wahrnehmung der gegenwärtigen Politik begünstigt werden, durch Bürokratie, Schwarze-Peter-Spiele, durch Brüssel.

Erkennbar ist ein Wegschieben der Verantwortung, ein Nichtwahrhabenwollen, Verleugnen eigener Verantwortung. Damit einher geht eine freiwillige Unterordnung unter politische Verhältnisse, über die man dann nach Herzenslust



schimpfen kann. Das sind vordemokratische Verhaltensweisen. Das ist das geistige Erbe unserer zweiten deutschen Diktatur.

Die erste hat ja auch eine Riesenwüste und Zerstörung hinterlassen, aber die ist von den Deutschen wenigstens angenommen und aufgearbeitet worden. Besser gesagt, die Erkenntnis, dass diese Vergangenheit niemals tot sein wird, sondern eine dauernde Herausforderung für uns bleibt, hat sich im Wesentlichen durchgesetzt. Aber die DDR wird verharmlost, als ob sie nur eine Fußnote deutscher Geschichte wäre. Es heißt, sie sei kein Unrechtsstaat gewesen, totalitär dürfe man sie nicht nennen, wirkliche Opfer hätte nur der Nationalsozialismus produziert und so weiter und so fort.

Was ist hier eigentlich los? Ich habe immer die Hoffnung gehabt, dass die Friedliche Revolution 1989/90 für ganz Deutschland eine große Entlastung darstellt und uns allen ermöglicht, mit Mut und Tatkraft an die Bewältigung der neuen Herausforderungen zu gehen. Ich hatte die Hoffnung, dass das Ende des Kommunismus dem liberalen, kritischen Bürgertum die Augen öffnet über den tatsächlichen Charakter dieser zweiten deutschen Diktatur. Dass kommunistische Träumereien für immer beendet sind, dass sie ein Fehler waren und dass die Demokratie in Deutschland gestärkt wird. Vor allem aber hoffte ich, dass Teile des kritischen linken und linksliberalen Bürgertums ihre Verharmlosung der SED-Diktatur aufgeben würden. Und dass meine Partei, die SPD, offen zugeben

könnte, dass ihre zweite Phase der Entspannungspolitik, jener Wandel durch Annäherung zu Oppositionszeiten, also nach dem Verlust der Regierungsverantwortung 1982, auf falschen Prämissen beruhte. Noch stärker könnte man das für die Grünen einfordern, die ja noch viel einseitiger den Westen für das Wettrüsten verantwortlich machten und den Kommunismus den Ostdeutschen überließen. Doch sie spielten lange keine so große Rolle wie die Sozialdemokraten.

Aber auch die konservativen politischen Kräfte der alten Bundesrepublik, insbesondere die CDU und die FDP, sind in Bezug auf die DDR keine Waisenkneben. Hätten sie sonst den ehemaligen Blockparteien CDU, LDPD, DBD und NDPD, also den Helfershelfern der SED, gestattet, so verlogen mit ihrer Geschichte umzugehen? Und ihnen den sicheren Hafen der großen demokratischen Parteien FDP und CDU geboten? Das musste der SED helfen, ihr Überleben zu organisieren. Haben unsere demokratischen Parteien wirklich so wenig verstanden, worum es bei der Demokratie eigentlich geht? Sie hat auch etwas mit Glaubwürdigkeit, mit Ehrlichkeit, ja mit Gewissen zu tun. Der heutige Umgang mit der Geschichte der DDR aber ist gewissenlos.

Was soll das, heute Versöhnung mit den Stasi-Zuträgern von gestern einzufordern? Wem nützen diese Koalitionen mit der ehemaligen SED, ganz gleich, ob sie PDS oder Linkspartei heißt? Wem nützt es, wenn der Blick auf den Unrechtscharakter SED verwässert wird? Wem nützt es, wenn heute kaum ein Jugendlicher weiß, wer die Mauer gebaut hat und dass der Kommunismus bankrott gegangen ist? Wem nützt die Ostalgie, und wem nützen die Ressentiments gegen die Wessis in Ostdeutschland? Dieses Deutschland hat nicht verstanden, was diese SED-Diktatur bedeutet hat. Deshalb hat es auch nicht verstanden, was für ein tiefer historischer Einschnitt der Epochenwechsel von 1989/90 war.

Im Statut der SDP steht jener bis heute gültige Satz, ein Credo jedes demokratischen Handelns: »In tiefer Ablehnung jeglichen totalitären Denkens und Handelns, gründen wir die sozialdemokratische Partei in der DDR.« Dieser Satz steht dort wie in Stein gemeißelt. Er ist nicht mehr wegzuwischen. Er benennt das Problem des 20. Jahrhunderts und der Moderne. An diesem Satz kann man auch die Sprache des Hegelianers Gutzeit studieren. Dem Handeln geht das Denken voraus. »Denken ist Handeln«, sagt Hegel. Das ist noch mehr. Deshalb ist nicht nur totalitäres Handeln verwerflich. Schon auf der geistigen Ebene muss man sich mit dieser Art Denken auseinandersetzen, weil das sonst unweigerlich zu schlimmen Taten führt.

Die Kommunisten haben eine Diktatur gegründet und gewollt, weil sie die Moderne nicht wollten. Sie wollten keine Freiheit für jedermann. Sie wollten

keine individuelle Emanzipation, keine bürgerliche Gesellschaft. Sie meinten, sie hätten etwas Besseres, aber sie beantworteten die Debatten der Moderne mit dem Sturz in die Vormoderne. Die DDR war eine vormoderne deutsche Diktatur. Ihr Wesen bestand in der Ablehnung der spezifisch westlichen Individualisierung. Die Kommunisten sahen in diesem Prozess die Wurzel allen gesellschaftlichen Übels begriffen: Krieg, soziale Spaltung, Entrechtung, Erniedrigung, Unterdrückung. Es kam ihnen zupass, dass die Moderne neben dem großen wirtschaftlichen, kulturellen, technologischen und sozialen Fortschritt genau auch solche Entartungen produzierte.

Hinzu kam etwas anderes: ein grenzenloser Machtwille. Ideologisch begründet, weil es um nicht mehr als die Lösung aller Menschheitsfragen ging, um das Ende der Geschichte sozusagen. Das Weltbild der Kommunisten war geschlossen. Es ließ anderen Sichtweisen keinen Platz. Es hatte für alles schon eine Antwort. Das machte die Sache einfach - und fatal. Dieses Weltbild definierte die Menschen über ihren sozialen Stand und teilte sie in Gut und Böse ein, in brauchbar und unbrauchbar, in wertvoll, nützlich, überflüssig. Das Fatale war, dass diese Art des Denkens auf die Meinung der Betroffenen selbst gar keinen Wert mehr legte. Es wies ihm Wert und Unwert einfach zu. Welche Meinung der Betroffene dazu hatte, spielte überhaupt keine Rolle, hatte auf die Weltgeschichte keinen Einfluss. Die fatale Idee von der Diktatur des Proletariats zerbrach die Schranken des Anstands und des menschlichen Umgangs miteinander, die in unserer Zivilisation durch Begriffe der menschlichen Würde oder auch der göttlichen Schöpfung und der christlichen Nächstenliebe geschaffen wurden. Schon in der Ideologie der Kommunisten legitimierte sie Zwangsmaßnahmen gegen Andersdenkende, Andersseiende. Sie öffnete die Tür für unbeschränkte Machtgelüste. Die Idee, politisch den Kommunismus nicht anders als mit einer Diktatur durchsetzen zu können, legitimierte das Bedürfnis nach der Außerkraftsetzung von Grundrechten, ja nach der Herrschaft über Leben und Tod. Die Kommunisten spielten sich schon in ihrem Denken zum Weltenrichter auf. Ihr Streben nach Macht feierte schon Orgien, da hatten sie noch gar keine. Das war das wahre Gesicht dieser politischen Strömung. Es war erkennbar, lange bevor es kommunistische Staaten gab. Das gilt im Übrigen auch für die nationalsozialistische Ideologie. An ihrem Denken, ihrem Antisemitismus, ihrer Gewaltverherrlichung, ihren Kriegsgelüsten, ihrem Hass war ihr totalitäres Denken zu erkennen, bevor die Nazis die Regierungsgewalt erhielten.

In ihrem Wesen, ihrem Machtverständnis, ihrer Verachtung von Andersdenkenden, ihren übermenschlichen politischen Zielvorstellungen waren sich die



Nationalsozialisten und die Kommunisten gleich, nicht in ihren Farben. Dass sie einander bekämpft haben, hängt mit ihren ideologischen Konstrukten zusammen. Diese waren unvereinbar. Dennoch spricht Wassilij Grossmann in seinem Buch *Macht und Schicksal* von einem möglichen Zusammengehen der beiden Diktatoren Stalin und Hitler und meint, zusammen wären sie unbesiegbar gewesen. Das ist uns, Gott sei Dank, erspart geblieben. Unmöglich war es nicht, wie ja der Hitler-Stalin-Pakt gezeigt hat. Beide totalitären Denkrichtungen hatten eine gemeinsame Wurzel, das war die Ablehnung der Moderne. Sie wollten keine Demokratie, keine individuelle Freiheit. Sie waren ihre eigentlichen Gegner. Deshalb haben NSDAP und KPD auch gemeinsam am Untergang der Weimarer Republik gearbeitet.

Ich hatte in der DDR immer das Gefühl, dass die Kommunisten nichts so sehr hassen wie die bürgerliche Gesellschaft. Das aber ist die westliche, offene, moderne, kreative, innovative Gesellschaft, mit Fehlern und Tadel, mit Verwerfungen und Widersprüchen. Für sie muss man ein politisches Rezept finden, ohne das Kind mit dem Bade auszuschütten, wenn man den Segen von Kreativität und Innovation für alle nutzbar machen will.

Doch Freiheit für alle nutzbar machen wollten weder Kommunisten noch Nationalsozialisten. Sie hatten ein anderes Ziel. Sie wollten Macht, absolute Macht, vor der seit der Aufklärung führende Juristen und Philosophen immer wieder

gewarnt hatten. Mit der Moderne klarzukommen ist schwierig. Aber sie abzuschaffen ist mörderisch. Von Hitler haben uns die Alliierten 1945 befreit. Vom Kommunismus haben wir uns selbst befreit. 1989 haben die Völker Ost- und Mitteleuropas endgültig ihren totalitären Beherrschern und Machtzynikern das Handwerk gelegt. Aus freien Stücken. Sie haben die kommunistische Geisel aus Europa verbannt. Sie haben ihre Angst überwunden. Sie haben einem der schlimmsten Angriffe auf die menschliche Würde, auf die Demokratie, auf die offene Gesellschaft ein Ende bereitet. 1989 ist nicht nur das Ende des Kommunismus in Europa. Es ist das Ende der totalitären Diktaturen im Europa des 20. Jahrhunderts. Es könnte das Ende der Ideologien sein. Das macht die Bedeutung dieses Epochenwechsels aus.

Doch totalitäres Verhalten ist nicht nur eine Frage der Herrschaftsmethoden. Es ist auch eine Frage der Akzeptanz, der Hinnahme, der Anpassung. Und damit sind wir wieder bei der Angst. Man kann heute denjenigen Menschen, die Widerstand gewagt und praktiziert haben, nicht dankbar genug sein, weil sie die Hoffnung über die Macht gesetzt haben, weil sie den Glauben an die menschliche Würde nie aufgegeben haben, weil sie die Vision einer demokratischen Gesellschaft wachgehalten haben, weil sie totalitäre Machtansprüche nicht akzeptiert haben, weil sie sich nicht untergeordnet haben. Es reicht nicht aus, nur zu wissen, dass die Ideologie der Kommunisten wirr, voller Widersprüche, unrealisierbar war. Zum citoyen, zum mündigen, reifen und erwachsenen Bürger, gehört auch, dass er solche Machtansprüche bekämpft.

Eine solche Tradition ist in Deutschland nach wie vor nur sehr schwach vorhanden. Ich weiß nicht, wie man den Menschen die Angst nehmen kann. Wahrscheinlich, indem man bei sich selber anfängt und überlegt, wie viel man eigentlich davon hatte und wie viel noch immer vorhanden ist. Wichtig ist, dass wir uns unserer Grenzen bewusst werden. Fundamentalistisches, totalitäres und sektiererisches Denken kann auf den unterschiedlichsten Nährböden immer wieder neu entstehen. In dem, was wir Menschen denken und wollen, sind wir frei und selbstbestimmt. Aber in dem, was wir wollen dürfen, gibt es Grenzen. An den Machtgelüsten, am Respekt unseres Nachbarn und Nächsten scheiden sich die Geister. An den Geschichtslügen über die DDR auch, weil hier Vertuschung politischer Verbrechen am Werke ist.

Doch wirklich frei wird unsere Gesellschaft erst sein, wenn sie erkennt, wie stolz sie auf unsere Freiheit, unsere Demokratie, auf offenen Diskurs, öffentliche Debatten, eigene Meinungen, auf Meinungsvielfalt und Kreativität sein kann, und wenn sie sie zu nutzen versteht.



Zeitzeugengespräch

MARGOT JANN, HARALD KNAUST, THOMAS RAUFEISEN, DIETER ROTHER

Moderation: BASTIAN WIERZIOCH

BASTIAN WIERZIOCH: Meine Damen und Herren, herzlich willkommen zum Zeitzeugengespräch, das verspricht, erkenntnisreich zu werden. Mein Name ist Bastian Wierzioch, ich arbeite seit nunmehr zehn Jahren als Reporter für das MDR Radio Figaro, früher MDR Kultur. Heute aber bin ich Ihr Moderator. Ich will Ihnen vier Menschen vorstellen, deren Biografien unterschiedlich sind. Menschen, die auf verschiedene Weise Opfer wurden von Unrecht, Willkür und Staatsterror. Vier Menschen, vier Biografien. Und doch werden Sie merken, dass es Ähnlichkeiten, dass es Parallelen und Gemeinsamkeiten gibt in diesen Lebensabschnitten, etwa in den brutalen Details, aber auch in der Systematik des Unrechts. So haben alle vier Gesprächspartner erleben müssen, dass es Lebenssituationen geben kann, in denen die Würde des Menschen nicht mehr unantastbar ist. Ich bitte Sie herzlich, Margot Jann zu begrüßen, geboren 1926 in Großröhrsdorf. Margot Jann war von 1945 bis 1950 inhaftiert und lebt heute in

Teltow. Ich bitte Sie, ebenso herzlich Harald Knaußt zu begrüßen, geboren 1929 in Rudolstadt. Harald Knaußt war von 1946 bis 1955 inhaftiert und lebt heute in Burgdorf bei Hannover. Dieter Rother, auch Ihnen ein herzliches Dankeschön, dass Sie Ihren Weg hierher gefunden haben, wurde 1932 in Hindenburg geboren. Er war von 1950 bis 1954 inhaftiert und lebt heute in Essen. Thomas Raufeisen, 1962 geboren in Hannover, war von 1981 bis 1984 inhaftiert. Er lebt heute in Berlin. Herzlich willkommen.

Zum Auftakt folgendes Angebot. Dieter Rother hat in einem, wie ich finde, eindrücklichen Text zusammengefasst, was ihm widerfahren ist. Und wir wollen damit beginnen. Der Hintergrund ist, dass ich behaupte, dass man in diesem Vortrag exemplarisch sehr viele Details der nun in Rede stehenden Themen wiederfindet. Deswegen als Pars pro Toto. Wir werden im Anschluss daran in aller Ausführlichkeit auch die anderen drei Gesprächspartner vorstellen.

DIETER ROTHER: Sehr geehrter Herr Eisel, vielen Dank für die Einladung. Verehrte Gäste, liebe Schülerinnen und Schüler, liebe Kameradinnen und Kameraden. Was ich hier zu berichten habe, ist vor sechs Jahrzehnten geschehen; zwischen Ende 1949 und Mitte 1950. Heute auf den Tag genau, am 7. Mai 1950, saß ich im KGB-Untersuchungsgefängnis Potsdam, Lindenstraße 54. Ich war am 22. April abgeholt worden und saß seit etwa einer Woche in Potsdam.

Aber der Reihe nach. Ich bin 1932 in Hindenburg/Oberschlesien geboren. Meine Eltern zogen 1933 nach Frankfurt (Oder). Hier hat sich zugetragen, wovon ich berichte. Bei Kriegsende war ich 13 Jahre alt. Damals haben viele, auch wir Jugendlichen, sehr bald verstanden, dass wir Deutschen von einer Verbrecherbande regiert, verführt, missbraucht und ins Verderben gestürzt worden waren. Und obgleich die meisten nur sehr vage Vorstellungen von Demokratie hatten, hofften viele, auch wir jungen Leute, auf ein neues, friedfertiges Deutschland, auf eine freie, demokratische Gesellschaftsordnung. Jedoch die Hoffnung, mit der Befreiung käme die Freiheit, erwies sich bald als Illusion. Die Russen betrieben von Anfang an die alten KZs der Nazis weiter. Nur die Bewacher wechselten. Menschen wurden abgeholt und verschwanden auf Nimmerwiedersehen. Auf der Basis dieses Staatsterrors etablierten die Kommunisten ihre Macht. Die Zwangsvereinigung von SPD und KPD zur SED im Jahre 1946 war nur ein Beispiel, das deutlich machte, dass alles auf eine Einparteienherrschaft der SED zusteuerte.

In der Tischlerei, in der ich Lehrling war, wurde viel über die aktuelle politische Situation diskutiert. Außer einem Altkommunisten waren alle über die Entwicklung in der Ostzone besorgt und empört. Über den RIAS hatten wir gehört, dass



der amerikanische Hohe Kommissar General McCloy die Bewohner der Ostzone aufgerufen hatte, sich gegen die drohende kommunistische Machtergreifung zu wehren. Er empfahl sogenannte F-Aktionen (Das »F« stand für Freiheit). Wir jungen Leute in der Tischlerei, Heinz Warsinke (19), Dieter Beyer (16) und ich (17), griffen das auf. In der Überzeugung, nicht die Einzigen zu sein, die diesem Aufruf zu folgen bereit waren, entschlossen wir uns, mit unseren begrenzten Mitteln etwas zu unternehmen. Wir besorgten uns Pinsel und Farbe, Spraydosen gab es damals noch nicht, und wo wir die Ölfarbe her hatten, ist mir heute noch rätselhaft. Spät in der Nacht zogen wir los, wenn die Straßenbeleuchtung abgeschaltet war – die Dunkelheit schützte uns, meinten wir –, und schrieben unsere Parolen in großen, weißen Lettern an Wände in Frankfurt. Unsere zentrale Parole war »F – Wir fordern gesamtdeutsche freie Wahlen! – F«. Und als wären wir eine kleine Untergrundarmee, schrieben wir »F – Kämpft mit uns für die Freiheit! – F« und sogar »F – Nieder mit den Sowjets! – F!«, was wir selbst auch schon für ziemlich vermessen hielten.

Am 22. April war Heinz den zweiten Tag nicht zur Arbeit erschienen. Wir ahnten, was passiert war. Es war klar: Lange hält er den Verhören nicht stand. Ich bat meinen Meister, mich um elf Uhr für heute zu beurlauben. Der sah mich lange durchdringend an, legte mir die Hand auf die Schulter, drückte kräftig zu und sagte leise, aber mit großem Nachdruck: »Hau ab, Junge – hau ab!« Es ist grotesk: Ich wollte mich dem Zugriff des KGB entziehen und lasse mich dazu

von meinem Meister beurlauben. Na ja. Es war zu spät, denn kurz darauf wurde ich ins Büro des Chefs gerufen. Hier erwarteten mich zwei Herren, die – rückschauend betrachtet – aussahen wie schlechte Kopien von Humphrey Bogart. Sie fragten mich Belangloses über Heinz Warsinke und meinten nach wenigen Minuten, wir sollten doch eben mal aufs Präsidium, ein Protokoll machen. Umzuziehen brauchte ich mich nicht, es wären nur ein paar Schritte. Ich wäre ja gleich wieder zurück. Ja. Nur ein paar Schritte waren es bis zur nächsten Straßenecke, hinter der plötzlich mehrere russische Soldaten auftauchten, die mich mit ihren Bajonetten aufforderten, in einen Jeep-ähnlichen PKW zu steigen. Nach kurzer, schneller Fahrt landete ich im Wohnbereich der sowjetischen Kommandantur Frankfurt, in einem feuchten, kalten Keller. Ein normaler Kohlen- oder Kartoffelkeller mit einer stabilen Tür. Ausstattung: Holzpritsche und Strohsack. Hatte ich eine Decke? Ich weiß es nicht mehr. Es war jedenfalls kalt und Schlafen kaum möglich. Und immer wieder Verhöre, auch nachts. Ich weiß gar nicht, was schlimmer war, die Misshandlungen bei den Verhören oder der Schlafentzug. Türen wurden geöffnet und geschlossen, Personen wurden rein- und rausgeführt, ich hörte russische Befehle, Geräusche, Stimmen und das Weinen einer Frau. Es befanden sich also in diesen Kellern noch andere gefangene Personen. Die beiden deutschen Polizisten habe ich nicht wiedergesehen. Nach etwa einer Woche holten sie mich raus. Ich stand in der Tür zum Hof. In gebührendem Abstand, in einem größeren Halbkreis, beobachteten russische Frauen und Kinder – dazwischen Soldaten mit aufgepflanzten Bajonetten – die Szene. Zwei Soldaten fesselten mir die Hände auf dem Rücken, verbanden mir die Augen mit einer Lederbinde und verfrachteten mich in ein bereitstehendes Fahrzeug, vermutlich eine »Grüne Minna«. Hier banden sie mir noch die Füße zusammen. Auf dem Boden liegend verbrachte ich die mir endlos erscheinende Fahrt. Ich hörte Stöhnen, Husten und Weinen. Es müssen also mehrere Personen in diesem Fahrzeug gewesen sein. Auch die Frau war dabei, die ich auch schon im Keller wahrgenommen hatte. Ziel der Fahrt war das zentrale KGB-Untersuchungsgefängnis Potsdam, Lindenstraße.

Zum Thema Lindenstraße schildere ich nur die Verhältnisse, unter denen wir dort gelebt haben. Die bekannten KGB-Verhörmethoden, die körperlichen Übergriffe, so will ich es einmal distanziert nennen, und die sexuellen Erniedrigungen durch die Dolmetscherinnen sowie die Verpflegung spare ich aus.

Ich habe die gesamte Untersuchungshaft in Potsdam, gut drei Monate, in einer etwa zwei mal vier Meter großen Ein-Mann-Zelle zugebracht, die jedoch mit drei, zeitweise auch mit vier Mann belegt war. Die Zelle habe ich nur zu den Ver-

hören oder zum Leeren des »Scheißkübels« verlassen. Hofgang gab es nicht. Fast die Hälfte der Zelle war von Wand zu Wand »möbliert« mit einem etwa 50 Zentimeter hohen geschlossenen Holzpodest, das als Pritsche diente. Es blieben also im vorderen Teil der Zelle etwa zwei mal zwei Meter, der Platz, auf dem wir uns tagsüber aufhielten. Ein großer Heizkörper und der »Scheißkübel« reduzierten den engen Raum zusätzlich. Das kleine Fenster konnte nur gekippt werden, und vor dem Fenster war noch eine keilförmige Blende angebracht, die nach oben offen war und nur einen schmalen Streifen des Himmels sehen ließ. Die Luft war zum Schneiden. Der »Scheißkübel«, eine Bauernmilchkanne, die, nach ihrem Zustand zu urteilen, schon viele Jahre im Einsatz war (»inkrustiert« nennen das die Sanitärinstallateure), konnte nur mit einem total verdreckten Lappen abgedeckt werden. Auf diesem Gerät, das nur eine etwa 20 Zentimeter große Öffnung hatte, seine Notdurft zu verrichten bedurfte einiger Übung, was ich nicht beschreiben will. Ein Wasserhahn, ein Waschbecken waren nicht vorhanden. Ich habe die gesamte Zeit in Potsdam meine Wäsche nicht gewechselt, kein Wasser zum Waschen, keine Zahnbürste, keinen Kamm und kein Sonnenlicht gesehen. Tag und Nacht brannte Licht, die Verhöre fanden oft nachts statt. Sitzen gestattete mancher Posten. Am Tage zu liegen war streng verboten. Wer beim Liegen erwischt wurde, landete im Stehkarzer. Das war eine gefürchtete Strafe. Es ist auch unter normalen Verhältnissen nicht möglich, sechzehn Stunden am Tage zu stehen. Wir lernten, an die Wand gelehnt zu dösen, ohne wirklich zu schlafen, wechselten uns auf dem »Scheißkübel«, der einzigen »legalen« Sitzgelegenheit, ab und halfen uns gegenseitig hoch, weil uns schwarz vor Augen wurde.

Der Kübel wurde einmal am Tag in einen großen Ausguss am Ende des Ganges geleert und nach dem Leeren nur kurz ausgespült. Und wenn man Glück hatte, erlaubte der Posten, nicht nur die Hände unter den Wasserhahn zu halten, sondern sich auch eine Handvoll Wasser ins Gesicht zu klatschen. Ansonsten haben wir während der gesamten U-Haft, also mehrere Monate, kein Wasser gesehen. Wir müssen wie die Schweine gestunken haben.

Und die ärztliche Betreuung? Die Ärztin kam jede Woche einmal. Die Zellentür wurde geöffnet, die Ärztin sagte mit großer Geschwindigkeit: »Läuse, Flöhe, Wanzen nix! Tripper, Syphilis nix! Aahles gesuuuhnd! Bitte Schwaahnz! Vorhaut zuruck! (sic!)« Und noch mal »Aahles gesuuuhnd!«, und die Tür wurde wieder geschlossen. Diese Prozedur dauerte etwa zehn Sekunden. Was die Ärztin mit ihrer letzten Aufforderung bezweckte, weiß ich nicht. Wir hatten den Eindruck, sie ergötzte sich an der Erniedrigung, die sie uns zufügte, denn wir Männer waren in diesem Bereich – ganz besonders in diesem Bereich – nach Monaten ohne



Wasser in einem nicht zu beschreibenden erbärmlichen, teilweise ekelerregenden, entwürdigenden Zustand. Doch sie diagnostizierte: »Aaahles gesuuuhnd!« Ich möchte mir nicht vorstellen, wie es den Frauen unter diesen Bedingungen ergangen ist. Mit Fetzen aus ihrer Kleidung haben sie sich beholfen.

Irgendeinen Kontakt nach »draußen«, Zeitungen oder Briefverkehr mit Angehörigen gab es nicht. Die Angehörigen ließ man im Ungewissen über unseren Verbleib. Meine verzweifelte Mutter hatte nach meinem Verschwinden an alle nur möglichen Stellen geschrieben, an Behörden, Persönlichkeiten und Institutionen, und nach meinem Verbleib geforscht. Ohne Erfolg, oft ohne Antwort. Die erste Information bekam sie nach fast vier Monaten: meine erste Karte aus Bautzen. Und einen Anwalt, einen Verteidiger, hatte man in diesem Hause selbstverständlich auch nicht. Die Protokolle, die ich unterschrieben habe, waren in Russisch geschrieben. Was ich unterschrieben habe, weiß ich nicht. Wir waren absolut ohnmächtig, einer omnipotenten Macht schutzlos ausgeliefert, ohne selbst an unserer Situation auch nur das Geringste ändern zu können.

Am 20. Juli 1950 wurde ich nach russischem Recht, nach Artikel 58-10/2 des Strafgesetzbuches der Russischen Sozialistischen Föderativen Sowjetrepublik (RSFSR), wegen »antisowjetischer Agitation und Bildung einer illegalen Gruppe« verurteilt. So lautete die mündliche Urteilsbegründung. Etwas Schriftliches, mein Urteil, die Urteilsbegründung in Russisch oder Deutsch, habe ich weder während

meiner Haftzeit noch danach in der DDR gesehen. Ich habe nicht die üblichen 25, sondern nur zehn Jahre bekommen. »Nur« zehn Jahre – das hat mich angenehm überrascht, was zunächst sicher merkwürdig klingt. Aber ich hatte ja doch mit 25 Jahren gerechnet. Die sowjetische Besatzungsmacht hatte der Bevölkerung durch Schauprozesse ihre Gerichtspraxis präsentiert. Jeder in der Ostzone wusste, 25 Jahre, das war die Norm, die übliche Strafe, die man bei den Russen für alles und jedes bekam. »Nur« zehn Jahre! Dabei hatte ich gerechnet: Du bist heute 18, kriegst 25, und wenn du rauskommst, bist du 43. Ganz viel hast du ja dann vom Leben nicht mehr. Und jetzt wurden es nur zehn! Mann, du kommst ja schon mit 28 raus! Toll! Mit etwas Glück überstehst du das sogar in Workuta! Aber im Ernst: Auch »nur« vier Jahr DDR-Knast, die es dann geworden sind, waren kein Pappentier. Heinz hat übrigens die üblichen 25 Jahre bekommen. Was aus Dieter Beyer geworden ist, weiß ich nicht.

Unmittelbar nach der Verurteilung wurden uns endlich unsere völlig verfilzten Haare abgeschnitten, und bevor wir fotografiert wurden, das erste Mal in diesem Hause geduscht. Die Verurteiltenzelle, in der es auch weder Toilette noch Wasser gab, sondern nur einen riesigen Großküchen-Kochtopf als Kübel, war total überfüllt. Pritschen gab es nicht, nur platt gelegene Strohsäcke auf dem Fußboden. Wir hofften auf den baldigen Abtransport.

Am 2. August 1950 ging der Transport. Wir bestiegen einen LKW, der in der Toreinfahrt stand. Ich war bei den Ersten. Wir mussten uns, mit dem Rücken an das Fahrerhaus gelehnt, auf den Boden setzen und die Beine anziehen. Ein Posten trat uns gegen die Schienbeine, damit wir sie weiter anzögen. Zwischen unsere Beine wurden die nächsten gesetzt, besser gequetscht. Vier, fünf Reihen schätze ich. Auch Frauen waren dabei. Den Letzten wurden Gepäckstücke auf die ausgestreckten Beine gelegt und Russenmützen aufgesetzt. Zwei russische Soldaten mit Kalaschnikows setzten sich dazu. Das große Tor hinter uns wurde geschlossen, das Tor zur Straße öffnete sich, und ab ging die Fahrt durch Potsdam. Die Plane wurde hinten nicht verschlossen, und so sahen wir nach langer Zeit die Welt außerhalb unserer Zellen, die Sonne und die für uns unerreichbare Freiheit. Einer von uns begann das Potsdamlied zu summen, das Lied, das wir alle kannten. Wir summten, die Posten geboten uns zu schweigen, aber das Summen wurde immer lauter. Schließlich sangen wir »Mauern stürzen, Gitter brechen ...« nach der Melodie »Auf den Flügeln bunter Träume ...«. Der Wagen fuhr durch Potsdam, wir sangen, die Posten waren machtlos.

Nach langer Fahrt hielten wir auf einem Feldweg, um auszusteigen und unsere Notdurft zu verrichten. Die Beine waren eingeschlafen und wir konnten kaum

laufen. Ringsum freies Feld, weit und breit kein Baum, kein Strauch. Männer und Frauen. Scham war Luxus. Wir brauchten lange, bis sich die Verkrampfung gelöst hatte. Ziel der langen Fahrt: Strafvollzugsanstalt Bautzen I, das »Gelbe Elend«, seit 1945 eines der sowjetischen Speziallager in der DDR. Bautzen, das hatte in der DDR keinen guten Klang. Es klang wie Dachau in der NS-Zeit. Wir aber waren damals sehr erleichtert. Denn nichts fürchteten wir mehr, als nach Workuta, Sibirien, zu kommen, in die Bergwerke. Workuta, das war ein Ort des Schreckens, den man in der Regel nicht lebend verließ. Und obgleich wir wussten, hier kommen wir so schnell nicht wieder raus, hier beginnt für uns ein neuer, sehr langer Lebensabschnitt, und obgleich wir nicht wussten, was auf uns zukam, waren wir froh, endlich unsere stinkenden, völlig verdreckten Sachen loszuwerden. Und keine Russen mehr, sondern Deutsche als Bewacher zu haben, das erschien uns als Fortschritt – Bautzen war im Januar 1950 an die Volkspolizei übergeben worden.

Von den zehn Jahren, die mir zugedacht waren, habe ich nur knapp vier verbüßt; die letzten elf Monate in Halle, im »Roten Ochsen«. Am 16. Januar 1954 wurde ich im Rahmen einer großen Amnestie zusammen mit vielen Tausend anderen entlassen. Den Grund hierfür haben wir nie erfahren. Dieser Tag, der 16. Januar 1954, war ein unbeschreibliches, unauslöschliches Erlebnis. Nichts Besonderes ist an diesem Tag geschehen, nichts, was man erzählen und womit man jemanden beeindrucken könnte. Wir bekamen unsere Entlassungsscheine, ein Bahnticket zum Heimatort, eine Beschreibung oder Anweisung, welche Züge wir zu nehmen hatten, und zehn Mark Verzehrgeld. Merkwürdig müssen wir ausgesehen haben in den unpassenden Sachen, mit den ungewöhnlichen Frisuren, blass und unsicher in der Freiheit. Die Leute haben uns erkannt, haben uns die Hand gedrückt und Geld zugesteckt. Und auch wir haben uns erkannt, wir, die wir aus Halle, Bautzen, Torgau und Hoheneck auf den Umsteigebahnhöfen zusammentrafen. Ich hatte fast vier Jahre gegessen und hätte noch gut sechs vor mir gehabt. Andere hatten schon sechs, acht Jahre hinter sich und bei einem Urteil von 25 noch viele Jahre vor sich. Es war eine unbeschreibliche Situation. Viele Tränen sind geflossen. Ein unvergesslicher Tag! Der 16. Januar 1954 hängt in großen Ziffern in meinem Arbeitszimmer. Es ist wie ein zweiter Geburtstag.

WIERZIOCH: Herzlichen Dank, Dieter Rother. Ich hatte ja zu Anfang von Unterschieden und Gemeinsamkeiten der hier anwesenden Biografien gesprochen, und ich glaube, eine Gemeinsamkeit, das ist jetzt schon deutlich geworden, besteht darin, dass junge Menschen aus ihrem Leben gerissen wurden. Dass man verhindert hat, dass die jungen Menschen sich frei weiterentwickeln



können. Denn diesen Moment werden wir jetzt auch bei Margot Jann bemerken. Frau Jann hat Bankkauffrau gelernt, vor 1945. Und ich will Sie, Frau Jann, gerne nach Ihren Lebensumständen fragen, bevor Sie aus Ihrem Leben herausgerissen wurden.

MARGOT JANN: Ich bin hier in der Nähe geboren, in Großröhrsdorf. Ich hatte eine glückliche Kindheit, liebe Freundinnen, eine normale Schul- und Lehrzeit. Als ich zur Schule ging, waren die Nationalsozialisten schon an der Macht. Und ich habe das, was uns erzählt wurde, geglaubt. Ich war selbst Jungmädelführerin, wie natürlich auch andere Mädchen aus meiner Klasse. Lange habe ich es mir nicht verziehen, dass ich das alles geglaubt habe. Wenn ich später im Fernsehen mitunter gesehen habe, wie der Hitler und Goebbels schreien, frage ich mich: Wieso habe ich das damals eigentlich nicht mitgekriegt?

Ansonsten war es dann so: 1945 kam der Krieg auch zu uns, so richtig bis vor die Haustür. Wir waren im April einige Tage besetzt. Das waren schlimme Tage. Menschen wurden aus ihren Wohnungen geholt und durch den Ort getrieben. Keiner wusste damals, wohin. Menschen wurden erschlagen, erschossen. Ich habe selbst gesehen, wie man den Freund meines Vaters, einen Zivilisten, erschoss. Man hörte von Vergewaltigungen. Etwas später, auf der Flucht, übernachteten wir und viele andere in einem großen Haus in der ersten Etage. In der Nacht großes Geschrei. Alle Frauen im Erdgeschoss oder in den Kellerräumen wurden vergewaltigt. Inzwischen war der Krieg zu Ende, aber mit den Übergriffen und

Vergewaltigungen ging es so weiter. Genauso, wie uns der Bolschewismus geschildert worden war, so mussten wir ihn erleben. Das war die Meinung vieler Menschen, und ich weiß, dass sich damals viele Menschen das Leben genommen haben, weil sie nicht wussten, wie es weitergehen sollte.

Nach dem Krieg kamen zuerst unsere Freunde, 17 und 18 Jahre alt, vom Militär wieder. Wir trafen uns bei einer Freundin, bei der noch ein weiteres Mädchen war, das bisher nicht zu unserem Kreis gehört hatte. Wir alle sagten, dass wir keinen Bolschewismus, keinen Kommunismus wollten, wussten aber ebenfalls nicht, wie es weitergehen sollte. Es war ja auch so, dass laufend Menschen verschwanden. Man sagte, das sind alles deutsche Kommunisten, mitunter auch Russen, welche die Menschen wegholten. Bei vielen konnte man sich gar nicht vorstellen, warum man die holte, hatten sie doch ein vollkommen normales Leben geführt, ohne besonders politisch tätig gewesen zu sein. Man hatte zumindest nie etwas bemerkt. Natürlich fanden wir auch anderes nicht in Ordnung, wussten aber nicht, was man dagegen tun kann. Im Krieg hatte unser Freundeskreis bereits ein Abzeichen gehabt, ein grünes Band, Ausdruck unserer Hoffnung, dass der Krieg bald zu Ende sei. Jetzt hatte meine Freundin uns wieder ein Abzeichen genäht, dieses Mal ein grünes und blaues Band. Das grüne Band: Es muss sich ändern. So kann es nicht weitergehen. Und das blaue Band: Wir wollen fest zusammenhalten, uns immer wieder treffen, gemeinsam kann man alles sehr viel besser durchstehen.

Dann wurde es aber anders. Die Besatzungsmacht griff durch, und zwar ziemlich streng. Die Vergewaltigungen hörten nahezu auf, es waren dann nur noch seltene Fälle. Zu uns waren in die Wohnung auch öfter Russen gekommen, weil man die Haustür eingeschlagen hatte. Wenn sie reinkamen, dann bin ich hinten aus dem Fenster gesprungen. Aber ich muss sagen, dass meine Mutter nicht vergewaltigt wurde. Jedenfalls wurde es besser. Aber über das dritte Mädchen wurde uns erzählt, dass sie immer wieder mit russischen Offizieren verkehrt. In Großröhrsdorf wurden einige Villen beschlagnahmt, und da hieß es, dass dort die politische Polizei wäre. Das wären die, die die Menschen verurteilen und umbringen, das hätten sie schon in Russland gemacht und wollten das hier auch machen. Mit solchen Offizieren verkehrte das Mädchen. Wir zogen uns also von ihr zurück. Im September wurden unsere Jungen dann verhaftet.

WIERZIOCH: Was dann folgt, wollen wir besprechen, wenn wir Harald Knauß kennengelernt haben. Ich will auch Sie bitten, die Zeit vor Ihrer Inhaftierung kurz zu beschreiben. Sie haben auf einer Handelsschule gelernt. Können Sie uns bitte kurz berichten, wie Ihr Leben zu diesem Zeitpunkt ausgesehen hat?



HARALD KNAUST: Ich habe eine Handelsaufbauschule besucht, um später Kaufmann zu werden und in das Geschäft meines Vaters einzusteigen. Wir erhielten nach Kriegsende Besuch von einem Bekannten meiner Eltern, der aus amerikanischer Gefangenschaft eine Pistole mitbrachte. Wir wohnten ja in Thüringen, das amerikanisch besetzt war. Wir waren natürlich stolz, dass es einem deutschen Soldaten gelungen war, die Amerikaner zu überlisten, und haben die Pistole vergraben. Später habe ich sie wieder ausgegraben – inzwischen waren die Russen bei uns - und habe sie in die Saale geworfen.

Dieser Bekannte ist dann nach Gera verzogen und dort einem Spitzel in die Hände gefallen. Das war ein früherer Jungvolkführer, der 1945 verhaftet worden war und – so kann ich das nur annehmen – von der NKPD zu Spitzeldiensten erpresst und wieder entlassen wurde. Der Spitzel hatte die Aufgabe, Gruppen zu gründen und sie dann den Russen auszuliefern. Ich hatte das Pech, dass ich diesen Bekannten meiner Eltern kannte. Er hat in Gera erzählt, er hätte noch eine Pistole in Rudolstadt. So kam es dann am 8. Mai 1946 zu meiner Verhaftung. Ich hatte Gelegenheit, vorher abzuhausen. Denn mein Cousin, der in der Nähe von Saalfeld wohnte, war bereits verhaftet, und uns dämmerte, dass wir irgendwie ins Gespräch gekommen waren. Aber unsere Eltern hatten uns vor einer Flucht in ihrem Sinne bewahrt, was ein großer Fehler war.

Meine Verhaftung geschah so, dass ich in der Tanzstunde war und meine Schwester mich abholte. Sie sagte mir, dass die Russen zu Hause sind und auf

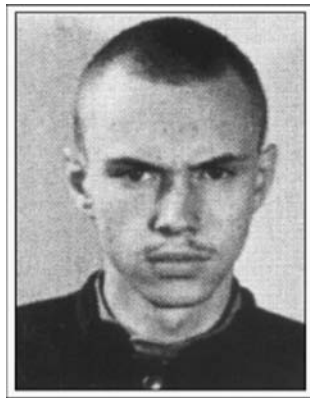
mich warteten. Da war noch einmal Gelegenheit zu verschwinden. Aber die Angst, dass die Familie in Beugehaft genommen würde, war größer, und so ging ich nach Hause und wurde dann nach Gera transportiert. Als ich in das Auto kam, saß mein Cousin schon drin, den hatten sie noch einmal mitgebracht. Es wurde dann langsam Nacht und wir fuhren in Richtung Gera, was wir damals aber noch nicht wussten.

WIERZIOCH: Sie waren dann ab diesem Zeitpunkt neun Jahre lang in Gefängnissen. Wollen wir nun Herrn Raufeisen kennenlernen. 1979 lebten Sie in Hannover. 1981 sind Sie dann in der DDR in Haft gekommen. Würden Sie uns bitte Ihr Leben in Hannover 1979 schildern?

THOMAS RAUFEISEN: Bei mir ist es so, dass ich eigentlich genau das schon hatte, was viele hier erlangen wollten, nämlich die Freiheit. Ich hatte ein völlig normales Leben im Westen, in Hannover, wo ich 1962 geboren bin. Eigentlich habe ich relativ unspektakulär gelebt. Ich hatte eine ganz normale Schulzeit, ich kam aufs Gymnasium. Meine Kleinkindzeit, die 60er-Jahre waren natürlich geprägt von dem starken Aufschwung in Westdeutschland. Das war eine Art heile Welt. In den 70er-Jahren wurde mein Interesse für die Politik etwas stärker, aber ich habe mich eher mit den Problemen im Westen beschäftigt. Ich war im Westen komplett integriert. Wir wohnten am Rande von Hannover. Meine Eltern, mein Bruder und ich haben viele Reisen gemacht. 1978 habe ich die zehnte Klasse gemacht, ich war 16, fast erwachsen. Es gab natürlich schon viele Diskussionen über die Teilung Deutschlands. Ich kannte die DDR auch als Tourist, weil meine Großeltern und andere Verwandte im Osten wohnten. Mein Weg war eigentlich vorgezeichnet, ich sollte 1981 Abitur machen und hatte vor, Architektur zu studieren. Dann kam allerdings etwas dazwischen. Im Januar 1979 unterbrach sich mein Lebensweg auf ziemlich brutale Weise.

WIERZIOCH: Sie haben vor sich Bilder von Dieter Rother vor und nach der Haft. Ich möchte jetzt konkret auf Haftbedingungen zu sprechen kommen und Sie um ein paar Details bitten. Was hat, rein optisch, zu dieser Veränderung geführt. Wie können wir uns diese Lebensumstände in der Haft noch genauer vorstellen, dass es einen jungen Menschen so verändert, wie wir es hier sehen?

ROTHER: Das rechte Bild stammt von meiner Bautzener Karteikarte und wurde unmittelbar nach der Verurteilung aufgenommen. Der Gegensatz zu dem Foto vor der Inhaftierung dokumentiert, denke ich, eindrucksvoll, dass mit diesem jungen Menschen einiges geschehen ist. Ich gehe im Auftrag des Instituts für Deutschlandforschung an der Ruhr-Universität Bochum und der VOS als Zeitzeuge in die Schulen und erzähle den Schülern meine Geschichte. Die fragen



mich manchmal, warum ich nicht einfach alles abgestritten habe. Ich versuche, ihnen deutlich zu machen, dass einem in dieser ausweglosen Lage sehr schnell klar wird, dass man aus diesem Hause nicht mehr rauskommt. Gegen ihre Druckmittel ist man machtlos. Sie prügeln einen so lange oder stecken einen ins Wasser, bis man eben doch gesteht. Widerstand ist in einer solchen Situation selbstzerstörerisch, und das muss man irgendwann einsehen. Dann wird eben aus so einem fröhlichen und lebenslustigen Burschen, wie ich damals einer war, so ein vergnatzter Kerl, wie Sie da sehen. Die jungen Leute, mit denen ich spreche, die können sich das vielleicht nicht vorstellen: monatelang auf so engem Raum, zwei Mal zwei Meter, mit mehreren Leuten, ohne irgendeinen Austausch und irgendeine Anregung. Der Tagesablauf besteht nur aus dem erbärmlichen Essen, das man bekommt, aus den erbärmlichen Umständen, die ich ja angedeutet habe, mit der berühmten Milchkanne, und eben aus den Verhören. Wenn man dann weiß, dass man zu den Verhören geholt wird, auch wenn schon alles klar ist, und dass Verhöre manchmal nur stattfinden, um unanständige und brutale Spielchen mit einem zu machen, dann sieht man eines Tages so aus.

WIERZIOCH: Das finde ich sehr eindrücklich. Und wenn man sich fragt, wie man jungen Leuten diese Verbrechen näherbringen kann, dann denke ich, dass diese beiden Bilder von Herrn Rother für sich sprechen. Frau Jann, wir möchten Ihren Bericht weiter hören. Sie hatten von einer Freundin erzählt. Auch ihr ist Furchtbare widerfahren. Können Sie uns berichten?

JANN: Ich hatte schon erzählt, dass die Jungen eingesperrt wurden. Am 2. Oktober kam ich abends aus der Tanzstunde. Da stand eine Nachbarin vor unserer Haustür und sagte mir, ich soll lieber nicht reingehen, die Russen seien da, wahr-

scheinlich wollten sie mich abholen. Meine Freundin sei übrigens auch da, und so ging ich rein, obwohl der Freund, der mich nach Hause begleitet hatte, mich sofort wegbringen wollte. Aber am Ende, so fürchtete ich, nahm man dann noch meine Eltern mit.

Die Russen sagten dann, dass sie uns zwei Mädchen nur zu einer Befragung mitnehmen wollten, morgen wären wir auf alle Fälle wieder zu Hause. Aber hier im Saal sitzen ja viele, die wissen, wie das damals gemacht wurde.

Ja, und wir gingen mit und kamen wirklich in das Gebäude, von dem gesagt wurde, das andere Mädchen wäre auch oft dort. Wir wurden dann sofort getrennt, und es ging gleich mit den Verhören los. Es war wie Zuckerbrot und Peitsche, am Ende nur noch Peitsche. Am Anfang sagte man zu mir: Nun ja, Sie sind ja mit uns nicht so zufrieden. Was machen wir denn nach Ihrer Auffassung nicht richtig? Was passt Ihnen nicht? Das habe ich dann beantwortet. Von meiner Freundin wusste ich einige Zeit nichts. Ich fragte nach ihr und meinen drei Freunden. »Da müssen wir nachsehen. Aber wer bei uns ist, so wie Sie, der muss nur unterschreiben und kommt dann sofort nach Hause.« Die Verhöre gingen so tagelang weiter. Man sagte mir dann: »Haben Sie nicht eine Jugendorganisation gegründet? Haben Sie nicht Verbindung mit anderen Organisationen? Sie wollen doch alles verhindern, was die kommunistische Partei in Deutschland zum Wohle der Menschen machen will und auch, was wir machen wollen.« Dann sprachen sie auch von Plakaten, und so ging es weiter. Und das sollte ich unbedingt unterschreiben, obwohl es so überhaupt nicht stimmte.

Nach ungefähr drei Wochen sagte man mir nachts beim Verhör, dass meine Mutter schwer krank sei. Ich musste damit rechnen, wenn ich heute nicht unterschriebe, dass ich sie nicht mehr wiedersähe. Ein Dolmetscher las mir dann vor, was ich unterschreiben sollte, wobei es vor allem um meine Einstellung ging. Und ich dachte, das kann man ja eigentlich unterschreiben, ich wollte auch heim, zumal mir gesagt wurde, dass meine Freundin schon zu Hause sei und die Freunde auch. Ich sagte also, dass ich es mir noch einen Tag überlegen möchte. Am nächsten kam ich mit der festen Überzeugung zu unterschreiben zum Verhör. Da war eine Dolmetscherin, die ich bat, mir alles noch einmal vorzulesen. Was sie mir vorlas, hatte mit dem vom Vortag keine Ähnlichkeit. Ich lies daraufhin deutlich erkennen, dass ich das nicht unterschreiben werde. Es ging dann stundenlang hin und her. Geschlagen wurde ich übrigens nicht. Aber ich musste stehen, durfte mich nicht setzen, ebenfalls stundenlang. Mir wurde Sibirien angedroht und Schlimmeres. Aber irgendwann erkannten sie dann doch, dass ich keinesfalls unterschreiben würde. Ich kam wieder in die Küche, in der ich schon

seit Anfang war und die im übrigen Tag und Nacht verdunkelt war, ohne jegliches Lämpchen.

Zwei Tage später wurde ich dann wieder geholt, kam in einen großen Raum, wo auch meine Freundin war, die eigentlich schon längst zu Hause sein sollte. Sie war vollkommen fertig, weinte. Mir wurde klargemacht, dass wir ohne meine Unterschrift nie heimkommen würden. Meiner Freundin war außerdem versprochen worden, dass wir gemeinsam untergebracht würden. Voraussetzung: Ich unterschrieb. Für mich gab es nun kein Zögern. Ohne es mir noch einmal vorlesen zu lassen, unterschrieb ich. Wir kamen auch wirklich zusammen in einen Kellergang. Rechts und links eine Pritsche. Irgendwie waren wir glücklich. Nicht mehr allein! Außerdem ging es uns auch gar nicht so schlecht. Wir hatten Wäsche zum Wechseln, es war warm, die Posten konnten ein bisschen Deutsch. Nur die Eltern sahen wir nicht. Wie würde es ihnen gehen? Wann kamen wir endlich heim?

Dann tat sich zwei Monate gar nichts. Am 21. Dezember wurde uns gesagt, am nächsten Tag sei Verhandlung. Wir dachten, Gott sei Dank, dann kommen wir endlich raus. Ja, und dann sahen wir zum ersten Mal auch unsere Jungs wieder, vom dritten Mädchen keine Spur. Unsere Freunde teilten unseren Optimismus nicht. Einige junge Offiziere saßen bereits vorn an einem Tisch. Die sagten uns, dass wir uns freuen könnten, zu Weihnachten wären wir auf alle Fälle frei und könnten, wenn wir wollten, zusammen tanzen. Wir fühlten uns in unserer Annahme bestätigt und sagten zu den Jungens: Habt Ihr gehört, Ihr Pessimisten? Dann kamen noch mehr Offiziere und eine Dolmetscherin, und die Verhandlung begann. Sie ging viele Stunden. Ich habe dazu Unterlagen, die mir Benno Prieß besorgt hat, sonst wüsste ich das gar nicht so genau. In unseren Protokollen hatten wir ja unterschrieben, eine Jugendorganisation gegründet zu haben bzw. Mitglieder zu sein, obwohl das nicht stimmte.

Jetzt sagten wir alle nochmals, dass dies keineswegs den Tatsachen entsprechen würde. Natürlich, so bestätigten wir, waren wir unzufrieden. Nach all dem, was wir nach Kriegsende erlebten, könne man wohl keine Sympathie von uns erwarten. Aber alles andere stimme nicht. Wir hatten das Gefühl, dass man uns nicht glaubte, nicht glauben wollte. Inzwischen sahen auch wir Mädchen, dass es ja wohl kein Freispruch werden könne. Die Verhandlung hatte 18 Uhr begonnen. 22:50 Uhr zog sich das Gericht (Militärtribunal einer Gardepanzerdivision) zur Beratung zurück, wobei ich sicher bin, dass es nichts mehr zu beraten gab. Als sie zurückkamen, mussten wir alle aufstehen, das Urteil wurde verkündet. Alle fünf wurden wir zum Tode verurteilt. Damit hatte keiner gerechnet.

WIERZIOCH: Und die Freundin, von der Sie berichtet haben?

JANN: Wir erfuhren noch, dass wir noch nicht erschossen würden, sondern noch Chancen hätten, wenn wir ein Gnadengesuch einreichten. Das wollten wir, meine Freundin und ich, erst nicht. Wir waren der Meinung, dass es nur eine Finte sei, um unser Gesuch triumphierend ablehnen zu können. Diesen Triumph sollten sie nicht auch noch haben. Keiner von uns ließ sich übrigens nach dem Urteil anmerken, wie ihm zumute war.

Wir schrieben dann doch ein Gnadengesuch, weil uns auch die Posten dazu rieten. Wir sollten an unsere Eltern denken und daran, wie jung wir seien. Am 24. Dezember wurden wir dann aufgerufen und dachten, dass wir jetzt wohl erschossen würden. Aber es ging auf Transport nach Radebeul, wie wir später feststellten. Dort wurde uns nahezu alles weggenommen. Die Leibesvisitation war wirklich das Letzte. Wir hatten nur noch das, was wir auf dem Leibe trugen. Selbst die Strümpfe wurden, obwohl es im Keller eiskalt war, weggenommen. Wir hatten nur noch offene Schuhe, keinen Knopf mehr an der Bekleidung, weder Kamm noch Taschentuch. Aber das kennen ja auch andere ehemalige Häftlinge hier im Saal.

Im Keller kamen wir unter einer Kellertreppe in einen Verschlag, aber, Gott sei Dank, zu zweit. Meine Freundin war auch da. Wir hatten einen schmalen Strohsack, den allerdings fast die Flöhe wegtrugen. Nach kurzer Zeit waren wir stark erkältet. Doch kein Taschentuch, nichts. Anfang Januar wurde meine Freundin herausgerufen. Ich bekam einen Heidenschreck, aber meine Freundin kam wieder. Man hatte ihr angeboten, dass sie begnadigt werde, wenn sie für die Russen arbeite. Ihre Frage, wo sie arbeiten solle, wurde ihr nicht beantwortet. Sie befürchtete, dass sie andere Gefangene bespitzeln solle. Sie verstand auch nicht, warum man nicht mich gerufen hatte, da wir doch das gleiche Urteil hatten. Natürlich wollte sie gern nach Hause, die Chance ergreifen, aber spitzeln, das wollte und konnte sie auf keinen Fall. Als sie nach zwei oder drei Tagen wieder gerufen wurde, lehnte sie ab, und wir blieben zusammen, was so ungefähr unser einziger Trost war. In der Nacht vom 10. zum 11. Januar 1946 wurden Namen aufgerufen. Ich hörte, wie man den Namen eines unserer Freunde aufrief, dann den meiner Freundin. Wir verabschiedeten uns gar nicht, weil wir ja sicher waren, dass ich folgen würde. Aber auf einmal war Ruhe und ich musste erkennen: Ich blieb zurück. Eigentlich hatte ich immer den festen Willen gehabt, unbedingt durchzuhalten, und auch den erforderlichen Mut. Aber jetzt ohne meine Freundin wusste ich nicht mehr, wie es weitergehen sollte. Aber irgendwie ging es dann doch weiter.



Ich habe inzwischen Unterlagen von 1996, wo steht, dass man meine Freundin und den Freund erschossen hat. Wo? Ich weiß es nicht. Ich selber wurde am 26. Februar 1946 begnadigt, auch meine beiden Freunde. Aufgrund unserer Jugend, so steht es in den Unterlagen. Am 1. März habe ich die beiden Jungen auf dem Transport nach Bautzen wiedergesehen.

WIERZIOCH: Harald Knauß, 1946 sind Sie in Rudolstadt verhaftet worden. Mit Ihnen sind zwölf weitere Jugendliche verurteilt worden, darunter waren sechs Todesurteile, drei davon wurden auch vollstreckt. Sie selbst wurden zu 25 Jahren Haft verurteilt. Daraus wurden dann neun Jahre. Können Sie uns aus dieser leidvollen Zeit aus der Haft berichten?

KNAUSST: Ich möchte erst einmal anmerken, dass die Geschichten, die Sie von uns hören, Gesprächsstoff unter den Knastologen in den Zellen und Sälen waren. Wenn man sich kennen lernte, war das erste Thema der Haftgrund, woher man kam und wie man gegangen ist. Sie nehmen also hier Teil an unserem Alltag. Bei mir beim Verhör war es so, dass alles schon feststand. Ich war der Letzte der Gruppe, das heißt, der Gruppe, die mein Cousin und ich gar nicht kannten. Ich wurde immer gedrängt, ich solle sagen, wie viele Versammlungen wir gemacht hätten. Wenn man sich mit Freunden getroffen hat, war das für die Russen eine Versammlung. Noch erwähnenswert wäre, dass der Dolmetscher während der Vernehmung hinter mir mit einem Luftgewehr stand, es auf meinen Kopf legte

und auf die Zimmerpflanzen schoss. Als ihm einmal etwas nicht passte, erhielt ich einen sogenannten Leberhaken, der mich zu Boden fallen ließ. Das waren die eindrucksvollen Erlebnisse. Man hat unterschrieben, man wusste nicht, was man unterschrieb. Es wurde einem erst in Russisch vorgelesen und dann mehr oder weniger gut übersetzt. Die eigentliche Vernehmung fand im Schlossgefängnis in Ronneburg bei Gera statt. Dort waren wir einige Wochen.

Danach wurden wir nach Gera transportiert. Ich kam mit meinem Cousin zusammen in eine Zelle. Kurze Zeit später wurden wir verlegt und kamen mit anderen Männern zusammen. Mein Cousin und noch ein anderer wurden täglich zum Etagedienst herausgeholt, das heißt, sie hatten die Flure zu putzen. So hatten sie Gelegenheit, Kontakt mit anderen Gefangenen aufzunehmen. Man erfuhr, was überhaupt gespielt wurde, das heißt von den Verurteilungen. Man erfuhr, dass circa alle drei Monate ein Gericht käme und die Gefangenen aburteilte. Unter anderem auch, dass Jugendliche von 15 Jahren wegen Waffenbesitz zum Tode verurteilt wurden.

Das veranlasste meinen Cousin, Fluchtpläne zu schmieden. Das sollte so vor sich gehen: In der Etage über uns waren etwas Ältere, die schon beim Militär gewesen waren. Sie ermunterten die beiden Jungs, die draußen den Flur putzten, den Posten zu überwältigen und die Türen aufzuschließen. Das war das Vorhaben. Mein Cousin brachte eines Tages ein Schemelbein mit und versteckte es in der Zelle. Aber es dauerte keinen Tag, da hat irgendjemand dieses Fluchtvorhaben verraten. Wir wurden dann aus der Zelle geholt und kamen in eine Dunkelzelle. Das war keine Erfindung der Russen, die stammte wahrscheinlich noch aus der Kaiserzeit. Nach zwei Tagen kamen wir wieder raus.

Am 29. August 1946 kam es dann zur Verurteilung. Wir wurden einzeln rausgeholt und mussten in Gera im Gänsemarsch durch ein Spalier von Soldaten mit angelegten Kalaschnikows über einen Hof marschieren. Wir kamen in den Gerichtssaal, wurden einzeln aufgerufen, und jeder Fall wurde einzeln besprochen. Bei der Verhandlung waren zwei Beisitzer dabei. Einer von ihnen schlief fast ein oder popelte aus Langeweile. Das beobachtete man, während die ganzen Fälle durchgekau wurden. Wir wurden dann gefragt, ob wir uns schuldig bekennen. Das haben wir verneint. Vorher wurden wir gefragt, ob wir wissen, warum wir angeklagt werden. Die Urteile: sechs Todesurteile, zweimal 25, zweimal 20, dreimal 15 Jahre. Mir wurden die Knie weich. Der erste Gedanke: Du bist in die Hände von Wahnsinnigen geraten. Wir wurden nach der Verhandlung getrennt. Das heißt, die Todeskandidaten kamen in extra Zellen, und wir wurden in der sogenannten Kirche, in der Anstaltskirche in Gera, untergebracht.

Einige Wochen später wurden wir dann nach Weimar transportiert und waren dann erst in einer Massenzelle.

In Weimar war an sich die schlimmste Zeit. Gegessen wurde meistens aus Fußwaschbecken mit vier Mann, so dass man immer mit den Köpfen zusammenstieß, wenn man löffelte. Es kam dann einige Wochen später zu einem Transport. Alle Gefängnisinsassen wurden in der Anstaltskirche zusammengetrieben, und die Namen wurden aufgerufen. Wir schauten uns an und wollten erkunden, nach welchem Schema das gegangen ist. Wir merkten dann, als der Saal sich langsam leerte, dass wir als Hochbestrafte übrig blieben. Wir kamen dann zurück in die Zelle. Mit circa 20 Mann waren wir in einer Doppelzelle, die für zwei Mann eingerichtet war. Für die Notdurft standen uns ein Tonkrug und das Fragment eines Eimers zur Verfügung. Entleerung war zweimal täglich in der Spülzelle, begleitet von Schlägen und Fußtritten der Wachmannschaften. »Immer in der Mitte halten« war nicht möglich.

Am 13. Dezember wurden wir dann komfortabel in einem Bus nach Bautzen transportiert. Das heißt, das wussten wir gar nicht. Auch da gab es wieder Fluchtgedanken. Man hätte, wenn man sich richtig abgesprochen hätte, die Wachmannschaft überwältigen können. Aber wir waren ja auch schon sehr geschwächt, und die Wachmannschaft war gut genährt und trainiert. Es wurde also nicht gemacht. Wir haben uns nur hinterher gestritten, als wir in Bautzen eingeliefert wurden. Wir kamen in die Thälmann-Zelle. Wir stritten uns also, obwohl es illusorisch war, zu fliehen. Aber der Drang, wieder frei zu sein, war ständig vorhanden.

Die Thälmann-Zelle ist eine Doppelzelle. Wir waren aber 15 Gefangene. Sieben mussten abwechselnd auf dem Steinboden schlafen. Durch das kaputte Fenster piffte der eiskalte Wind. Ich bekam Gliederschmerzen, Fieber. Am Heiligabend 1946 wurde ich in das Anstaltskrankenhaus eingeliefert. Nach Entlassung und kurzem Duschen kam ich in eine Zelle im Kellergeschoss. Noch ein paar Gedanken an die Eltern, dann bloß schnell einschlafen. Die Verpflegung war etwas besser als im Kreuzbau, die Medikamente sehr spärlich.

Nach circa drei Wochen wurde ich wieder in den Kreuzbau, West 5, verlegt. Der Winter 1946/47 war sehr kalt. An der Zellenaußenwand bildete sich eine Eisschicht, geheizt wurde wenig. Um uns gegenseitig zu wärmen, legten wir uns nachts zu zweit auf die Pritsche. Anfang Februar 1947 wurden die sogenannten »Pelzmützen-Transporte« zusammengestellt.

Zurück in die Zelle. Verlegung in eine große Zelle auf West 2. Ich musste häufig unwillkürlich nach Luft schnappen. Ich dachte mir anfangs nichts dabei. Gedan-

ken beunruhigten mich: Ich konnte Laubsägearbeiten nicht zu Ende denken. Immer wieder zersprang das Sägeblatt in meinen Vorstellungen.

Kurz nach meinem 18. Geburtstag am 29. März 1947 wurde ich mit einer feuchten Rippenfellentzündung und hohem Fieber ins Krankenhaus eingeliefert. Kellerstation bei Dr. Meiser. Durchfall. Kein Klopapier. Von meiner Decke riss ich kleine Läppchen ab. Schräg unter mir lag ein sehr großer, älterer Leidensgenosse. Er war früher Darmhändler in Australien gewesen. Er war der erste Tote, den ich in Bautzen gesehen habe. Seinen Leichnam ließ man noch anderthalb Tage in unserer Zelle liegen. Seine großen Füße ragten über die untere Bettkante hinaus. Der Scheißkübel stand daneben.

Nach einigen Tagen Verlegung in eine andere Zelle. Wegen Überfüllung des Krankenhauses mussten wir zu zweit in einem Bett liegen. Neben meinem Kopf lagen die von Wasser geschwellenen Beine eines Internierten. Nach einigen Tagen wieder Verlegung in die erste Etage. Station Dr. Wittstock. Ich wurde zu einer großen Zelle geführt. An der Tür ein Schild: Morbus Koch. Ich hatte damals keine Ahnung, was das hieß. Belegung circa 20 Mann. Lautes Gehuste empfing mich. Angerostete Konservendosen hingen als Spucknäpfe an den Doppelpritschen. Über mir lag Hans-Joachim Gruber; er musste von einem Freund gefüttert werden. Kurz vor seinem Tod, am 29. April 1947, beauftragte er mich, noch Grüße an seine Freundin Martel P. aus Rudolstadt auszurichten.

Mein Fieber kletterte auf bis über 40 Grad. Der Löffel wurde mir zu schwer, um den Steckrübenfraß zu essen. Der Stubenälteste kam zu mir und sagte: »Wenn Du den Fraß nicht frisst, verreckst Du! Ich habe schon 34 sterben sehen.« Bei mir waren es dann dreizehn. Kurze Zeit später wurde ich aus dem Morbus-Koch-Raum geholt, auf eine fahrbare Trage gesetzt und auf den Flur geschoben. Dort wurde ich von Dr. Wittstock punktiert. Danach kam ich in eine Acht-Mann-Zelle. Ein Junge aus Potsdam fantasierte nach seiner Punktion. Wasser lief noch aus dem Einstichloch unter seiner Achselhöhle. Ein Älterer setzte sich an seinen Bettrand und versuchte, ihn zu beruhigen. Dabei strich er ihm mit seiner Hand über Kopf und Oberkörper. Der Potsdamer wurde immer ruhiger; plötzlich war er tot. Der Saalfelder erklärte uns, er habe magnetische Kräfte. Der Junge wäre sowieso gestorben, so wäre es schneller gegangen. Nach einer Woche ist er dann selbst in meiner Gegenwart gestorben. Ich bekam noch eine Mittelohrerweiterung. Durch meine Handwärme lief zum Glück das Ohr – auf meinem Laken war ein tellergroßer Eiterfleck.

Anfang Juli wurde ich aus dem Krankenhaus nach West 5 entlassen. Dort waren einige Zellen als Tbc-Quarantänestation vorgesehen. Die Treppenstufen schaffte



ich kaum. Oben empfing mich ein Kalfaktor: »Na, Streichholz, wird's denn gehen?« Es war erstaunlich, wie sich ein total geschwächter Körper trotz miserabler Ernährung im Laufe von Wochen erholen kann.

Nach dem harten Winter folgte 1947 ein heißer Sommer. Die Mittagssuppen wechselten monatlich: Steckrüben, Dörrgemüse, grüne Tomaten. In die Suppen guckten mehr Augen rein als Fettaugen raus! Heinz Rudolph aus Weimar und ich hielten die Stellung in der Quarantänezelle. Über den Krätze Keller kamen wir Anfang 1948 in den Ostflügel. Dr. Wittstock besuchte uns dort. Er war sehr froh, dass wir beide überlebt hatten, und holte uns in die Innenbaracken. Auch dort wurde gestorben. Durch Zufall bekam ich das Insel-Büchlein von Lao Tse in die Hände: »Die Bahn der Bahnen ist nicht die Alltagsbahn«; »Das Ende bedenken wie den Anfang, das wäre der rechte Weg des Gelingens«; »Am Ende wird der Schwache doch der Stärkere sein«.

Inzwischen war bei mir eine Verschattung der Lungenspitzen festgestellt worden. Über Haus 3 kam ich später wieder in den Kreuzbau, Saal 3. Hier lernte ich Walter Kempowski kennen. Er hatte es damals mehr mit Morgenstern, ich mit Lao Tse. In einem kleinen Zirkel tauschten wir unsere Gedanken aus. Als junger Mensch war man wissbegierig. Ich hatte das Glück, Mentoren zu finden, die mir ihre Lebenserfahrungen und -weisheiten versuchen zu vermitteln. Hugo Puhl-

mann, Kaufmann: »Es gibt nur gesunden und ungesunden Egoismus.« Dr. Friedrich Reichardt: HGB und BGB. Otto Scharfe, Anarchist: Arbeiterbewegung, Gesellschaftspyramide, Esperanto, Tagore, Bakunin. Jochen Hafner, Studienrat: Faust, Cornett, Hymne an die Freude. Von all ihnen erhielt ich viele Anregungen, Anstöße, die mir auch später außerhalb der Gefängnismauern zu Gute kamen.

WIERZIOCH: Sie haben in Bautzen 1950 den Häftlingsaufstand miterlebt. Dazu möchte ich Sie im Anschluss noch einmal fragen. Herr Raufeisen, wie sind Sie denn nun aus Hannover in die DDR gelangt?

RAUFEISEN: Das geschah am 22. Januar 1979, ich hatte einen ganz normalen Schultag. Als ich allerdings nach Hause kam, war unerwarteterweise mein Vater schon da, eigentlich hatte er immer bis abends gearbeitet. Er sagte zu uns, dass er die Nachricht bekommen hätte, dass es meinem Opa ganz schlecht gehe und er vielleicht im Sterben liege. Wenn man so eine Nachricht bekommt, muss man natürlich hin. Wir hatten das fast schon erwartet, weil mein Großvater auch schon ein bisschen älter war. Nun wohnten meine Großeltern damals im Seebad Ahlbeck auf der Insel Usedom. Wir mussten also in die DDR fahren. Wir waren auf der A2 Richtung Berlin unterwegs und da hieß es, dass die Einreiseformalitäten in die DDR ja kompliziert wären. Dann hatte mein Vater zwischen- durch an einer Raststätte telefoniert und gesagt, dass das geregelt werden würde, wir müssten bloß erst einmal in Berlin übernachten. Da wurde es schon etwas merkwürdig. An der Raststätte Michendorf bei Berlin haben wir Leute getroffen, die uns in ein Quartier geführt haben, wo wir übernachtet haben. Ich habe mir nichts weiter dabei gedacht. Am nächsten Tag ging die Fahrt aber nicht weiter, denn die Geschichte mit meinem Opa stimmte gar nicht. Mein Vater erzählte mir dann die Wahrheit, allerdings ein bisschen spät. Im Beisein von zwei Männern, die plötzlich da waren – Stasi – erzählte er mir, dass er in Hannover in Gefahr war, verhaftet zu werden, und er deswegen weg musste. Er war ein sogenannter Kundschafter des Friedens. Den Begriff werden viele kennen. Wer es nicht kennt: Das ist der Begriff, den die DDR für die eigenen Spione im westlichen Ausland benutzt hat. Mein Vater war also ein DDR-Spion. Er wurde von der Stasi vor Enttarnung gewarnt und deswegen in die DDR gerufen. Uns, meiner Mutter, meinem Bruder und mir, sollte er diese Geschichte erzählen, damit wir ins Auto steigen. Ich hatte niemals einen blassen Schimmer davon. Aber die Falle war zugeschnappt. Die beiden Stasi-Leute sagten zu uns, dass wir aus Sicherheitsgründen in der DDR bleiben mussten und uns damit abzufinden hätten, Hannover niemals wiederzusehen. Einer von den beiden wollte das wohl



irgendwie abmildern und sagte, naja, vielleicht könnt ihr es ja doch wieder sehen, und zwar, wenn es sozialistisch geworden ist.

Das war natürlich eine Katastrophe, die man sich gar nicht vorstellen kann. Wir waren ja alle westlich sozialisiert, lebten da unser Leben völlig normal, und dann so etwas. Alles sollte weg sein, Freunde, Bekannte, Schule. Die Versprechungen der Stasi habe ich von der ersten Sekunde an nicht geglaubt. Der Vertrauensbruch, den mein Vater begangen hat, war eigentlich unverzeihlich. Er hätte uns in Hannover aufklären müssen, und dann wäre er alleine gefahren. Er hat das relativ schnell bitter bereut – allerdings ein bisschen spät.

Die Stasi kam schon drei, vier Tage nachdem wir im Osten waren, mit der DDR-Staatsbürgerschaft an. Das ist nicht ganz unwichtig, denn meine Eltern wurden mehr oder weniger überfallen und nahmen sie an. Ich wurde gar nicht erst gefragt, weil ich mit 16 nicht volljährig war. Nebenbei gesagt, haben sie in dem Moment sogar gegen DDR-Gesetze verstoßen. Mein Bruder konnte sich dagegen wehren, weil er zufälligerweise zwei Jahre älter ist als ich, damals 18 und volljäh-

rig. Er wurde tatsächlich wieder rausgelassen, er ist alleine zurück nach Hannover. Allerdings erst elf Monate später, so lange hat die Stasi ihn erst einmal bearbeitet, mit Bitten, Angeboten, zum Schluss mit Drohungen. Er hat es zum Glück geschafft und kehrte zurück. Damit war unsere Familie natürlich endgültig zerstört. Eigentlich war das schon am 22. Januar passiert, weil mein Vater natürlich ins Bodenlose fiel, was die Achtung vor ihm anging. Wir saßen also erst einmal fest. Mein Vater wandelte sich dann sehr schnell. Er war sehr schnell desillusioniert über das, was er da vorfand. Dass dieser Staat, für den er gearbeitet hatte, überhaupt nicht seinen Idealen entsprach, im Gegenteil. Diese Erkenntnis dauerte nur ein paar Wochen und es ging für ihn nur noch darum, das gegenüber seiner Familie wieder geradezubiegen. Das hieß also wieder raus, wieder in vertraute Verhältnisse. Das heißt, wir haben dann relativ schnell, ab Juli 1979, versucht, wieder zurückzukommen. Wir haben versucht, Fluchtwege zu erkunden. Wir haben auch Ausreiseanträge gestellt, was uns natürlich nur verdächtigt gemacht hat. Wir haben versucht, Hilfe von westdeutschen Dienststellen zu bekommen. Mein Bruder war ja inzwischen im Westen. Das klappte alles nicht. Wir selbst waren dann um Ostern 1980 in der bundesdeutschen Botschaft in Budapest. Sie konnten oder wollten uns aber nicht helfen. Sie haben sich alles schön angehört und uns dann hinauskomplimentiert. Deren Verhalten sehe ich mittlerweile sehr kritisch.

Zurück in Berlin hat mein Vater dann versucht, Hilfe von westlichen Geheimdiensten zu bekommen. Er wollte sein Wissen als ehemaliger Spion anbieten, damit von deren Seite überhaupt Interesse besteht. Es gab da auch Kontakte, allerdings hat letztendlich auch das nicht geklappt. Wir haben dann im September 1981 auch gemerkt, dass sich das Netz ein wenig zuzog. Die Stasi hatte uns ja beobachtet, »operativ bearbeitet«. Sie hatten auch einen Spion beim Staatsschutz in Celle gehabt, der auch noch ein bisschen was verraten hat. Letztendlich war es so, dass sie uns am 12. September 1981 alle drei in Haft genommen haben.

WIERZIOCH: Nun will ich bewusst Dieter Rother fragen, was heute junge Menschen aus diesen hier vorgetragenen Lebensskizzen lernen können. Ich frage Sie, weil Sie ja in Schulen gehen und mit jungen Leuten sprechen. Ich behaupte, dass diese Vergangenheit für Menschen, die heute so jung sind wie diese vier Menschen hier zu dem Zeitpunkt, als sie unrechtmäßig verhaftet wurden, oft als unreal erscheint, als könne es so etwas doch gar nicht gegeben haben.

ROTHER: Gestatten Sie, dass ich noch einmal auf meine beiden Porträts zurückkomme, das eine vor der Festnahme, das andere nach der Verurteilung. In den Gefängnissen des KGB erlebt man in höchster Verdichtung das, was eine

Diktatur ausmacht: Man befindet sich in einer Lage, die man selbst nicht verändern kann. In einem Rechtsstaat hat jeder Häftling eine überschaubare Perspektive. Er hat einen Verteidiger und kann sich auf Gesetze berufen. Beim KGB war die einzige Perspektive die, dass man keine hatte. Hier war man völlig machtlos. Den Schülern erzähle ich manchmal die folgende Begebenheit. Einem Kollegen, der überzeugter Kommunist und DDR-Freund war, habe ich einmal meine Geschichte erzählt, um ihm zu zeigen, was für eine Sauerei das ist, der er anhängt. Seine sarkastische Antwort: Wir hätten die Machtverhältnisse falsch eingeschätzt. Drei Mann gegen die Rote Armee, meinte er, das konnte doch nur schief gehen. Er hatte ja Recht. Wenn eine gewalttätige Macht erst einmal etabliert ist, führt Widerstand ins Verderben. Und es trifft ja nicht nur den, der aktiv Widerstand geleistet hat. Auch die Menschen aus dem persönlichen Umfeld, die sogenannten Sekundäröpfe, sind betroffen. Ich bekenne gern, je älter ich werde, desto weiter rückt mein persönliches Schicksal in den Hintergrund, und das Leid, das meine Familie erlebt hat, meine Mutter, mein Bruder, bekümmert mich zunehmend. Da gäbe es viel zu berichten.

Doch zurück zu Ihrer Frage. Was kann man den jungen Leuten heute sagen? Man kann ihnen nur sagen: So etwas darf nicht wieder passieren, und Ihr müsst dafür sorgen, dass der demokratische Rechtsstaat erhalten bleibt – der demokratische Rechtsstaat. Nach bestehenden Gesetzen sind auch wir verurteilt worden. Die Frage ist nur, wie die Gesetze zustande gekommen sind.

Im »Roten Ochsen« in Halle traf ich einen Mann, der war Musiker. Er spielte Klavier in einem Kulturpalast. Am 5. März 1953, Stalin war gestorben, ging er abends zur Arbeit, durfte aber keine Musik machen. So saß er den ganzen Abend da, es war ja seine Arbeitszeit, und trank das eine oder andere Gläschen. Leicht angetrunken prostete er seiner Kollegin, der Kellnerin, zu: »Prost, gnä' Frau! Heute ist ein schöner Tag, Stalin ist tot!« Er bekam dafür dreieinhalb Jahre wegen Boykottetze. Er wurde nach dem Gesetz verurteilt.

Den jungen Leuten kann man nur sagen, der Rechtsstaat fällt nicht vom Himmel. Rechtsstaat und Demokratie müssen erhalten und immer wieder neu erarbeitet werden. Und zwar von ihnen. Sie müssen wählen, sie müssen in die Verbände und Parteien gehen. Es muss angepackt werden, sonst machen es die anderen.

WIERZIOCH: Herr Knaußt, darf ich Sie bitten, aus dem Jahr 1950 zu berichten, als es zu dem Häftlingsaufstand kam, den Sie miterlebt haben. Sie waren Teil dessen. Wie hat sich das zugetragen?

KNAUSST: 1948 verbesserten sich die Lebensbedingungen im Speziallager 4 der

Sowjetischen Besatzungszone, im Volksmund »Gelbes Elend«, etwas. Drei Jahre lang hatten wir SMT-Verurteilte und Internierte auf blanken Holzpritschen und Steinfußböden schlafen müssen. Jetzt wurden Strohsäcke ausgegeben. Die Brotrationen wurden um einige Gramm erhöht. Täglich wechselnd erhielt man einen Esslöffel Marmelade, Zucker oder Margarine. Zur Lektüre erhielten wir einige Exemplare des Neuen Testaments und eine Broschüre Gespräche übern Zaun. Alle anderen Bücher waren verboten. Der russische Militärarzt (genannt »schwarzer Panther«) wurde gegen die Ärztin »roter Engel« ausgetauscht. Im Sommer 1949 erhielten wir einzelne ost-zonale Zeitungen (Neues Deutschland, Tägliche Rundschau, National-Zeitung). In der Anstaltskirche wurden hin und wieder Gottesdienste abgehalten. Es gab sogar ein »Kino« – meist russische Filme, aber auch Das kalte Herz. Die Gerüchteküche kochte wieder. Stand unsere Freiheit bevor? Es kam anders. Schlimmer.

Am 15. Februar 1950 wurden wir SMT-Verurteilte deutschen Behörden, das heißt der Volkspolizei übergeben. Für uns erfolgte die Übergabe von Saal 7 in den leeren Saal 2. An einer langen Tischreihe saßen NKWD-Leute und Volkspolizisten. Wir wurden nach dem Alphabet aufgerufen, und für jeden wurde ein Schnellhefter übergeben. Die Volkspolizisten beäugten uns ernst und feindselig. Mit einem Strafmaß von 25 Jahren waren wir wohl auch für sie Schwerverbrecher. Nach dem Passieren der Tischreihe waren wir »in deutscher Hand«. Mit der Übergabe hatte sich für uns Wesentliches geändert. Erstens konnte der Saalälteste von uns selbst, also demokratisch gewählt werden. Zweitens existierte das von den Sowjets installierte Spitzelsystem nicht mehr. Wir wählten Franz Otto zu unserem Saalältesten, zu unserem Vertrauensmann. Wir alle gingen davon aus, dass die deutschen Behörden die irrsinnigen Strafen überprüfen und uns bald entlassen würden. Um unsere neuen Bewacher zu beeindrucken und zu überzeugen, dass wir keine »Schwerverbrecher« seien, fertigten wir auf Bettlaken »Wandzeitungen« an mit Fotos unserer Mütter, Väter, Frauen, Schwestern und Brüder. Auch selbst gefertigte Stickereien wurden auf die Laken geheftet und in der Nähe der Saaleingangstür aufgehängt. Die Resonanz bei den wachhabenden Volkspolizisten war jedoch sehr unterschiedlich.

Unsere häufigen Anfragen bei dem Wachpersonal, wie es denn mit uns weitergehen solle, blieben unbeantwortet. Die Suppen wurden dünner, die Brotrationen kleiner. Ein ausgewähltes Gremium (Franz Otto, der Studienrat Jochen Hafner, der Studentenführer Wolfgang Natonek, ein weiterer Student, ein Kaufmann aus Magdeburg – im Block »Langentwiet« genannt – und andere) verfasste nach tagelangen Beratungen im Saalbüro (Kommandantur) eine Resolution. In



dieser forderten wir unsere Freiheit und die sofortige Verbesserung unserer Lebensverhältnisse. Der Saalälteste übergab das Schriftstück dem Wachhabenden mit der Bitte um Weiterleitung an die Anstaltsleitung. Vergeblich warteten wir auf eine Antwort. Unsere Stimmung wurde immer gereizter, der Hunger trug wesentlich dazu bei. So wurde ein Hungerstreik beschlossen. Mit den anderen sieben Sälen des Kreuzbaus stimmten wir uns ab. Dies war über das gemeinsame Treppenhaus im Saalflügel beim Empfang der Essenkübel möglich.

Termin: 13. März 1950! Die Revolte war organisiert!

Es ging alles sehr korrekt zu. Die Pritschenblöcke wurden zum Essenempfang aufgerufen. Es gab wie immer »Blauen Heinrich«. Die jeweiligen Blockältesten meldeten dem Saalältesten: »Meine Leute lehnen die Nahrungsaufnahme so lange ab, bis wir Gewissheit über unser weiteres Schicksal haben.« Als alle Blöcke die gleiche Prozedur hinter sich gebracht hatten, meldete Franz Otto dem Wachhabenden den Hungerstreik mit denselben Argumenten. Die Essenkübel wurden wieder hinausgetragen. Wir legten uns wieder auf unsere Pritschen und warteten ab, ob zur Mittagszeit sich alles wiederholen sollte.

Gegen Mittag plötzlich lautes Schreien und Rufen von Draußen. Fenster auf! Seid mal ruhig! Von den Tbc-Häusern II und III schallte es: »Hunger! Hunger! Tbc! Wir fordern unsere Freiheit! Wir rufen das Rote Kreuz!« Sofort rannten fast alle an die Fenster und fingen zu schreien an. In solchen Situationen finden sich immer beherzte Menschen, die das Kommando übernehmen: »So geht das nicht.«

Und so riefen wir gleichzeitig auf Zeichen: »Wir fordern Freiheit! Wir wollen nicht verrecken! Wir rufen das Rote Kreuz!« Es war schwer, einen Platz am Fenster zu bekommen. Schließlich waren 400 Mann im Saal, und jeder wollte mitschreien. Einige Hitzköpfe liefen auf die andere Seite des Saales und wollten die Blenden abmontieren. Sie kamen jedoch zur Vernunft. Auch aus den anderen sieben Sälen schallten die Hilfeschreie. Sie sollen in der Stadt Bautzen gehört worden sein. Es war wie ein Wettbewerb der Sprechchöre. Unheimlich – man bekam dabei eine Gänsehaut.

Nach ungefähr zwei Stunden ebte die Schreierei ab. Wir waren heiser geworden. Inzwischen waren die Wachtürme von Russen besetzt worden. Am späten Nachmittag erschien Polizeirat Schulze (»Hunde-Schulze«) und eröffnete, dass die Schreierei Folgen haben würde: Essensentzug. Die SMT-Urteile hätten weiter ihre Gültigkeit, an eine Überprüfung, geschweige denn Entlassung sei nicht zu denken. Der Knastalltag hatte uns also wieder. Unsere Lebensbedingungen verbesserten sich nicht. Im Gegenteil.

Am 31. März brach es wieder los. Aus den Häusern II und III donnerten die Tbc-Kranken in Sprechchören ihre Verzweiflung nach draußen. In unserem Saal wurden die Fenster aufgerissen, wir wollten wieder mitschreien. Unser Saalältester rief uns jedoch im Mittelgang zusammen und erklärte, dass diese Aktion mit uns nicht abgesprochen sei und wir uns deshalb daran nicht beteiligten sollten. Die Mehrzahl von uns stimmte diesem Entschluss schließlich zu. Wir konnten beobachten, wie die Hausfeuerwehr unter Polizeiaufsicht versuchte, Wasser in die Säle zu spritzen. Vergeblich. Bewaffnete Polizei zog auf.

Nach einer Weile, als alles wieder still war, hörten wir über uns lautes Getrampel. Es dröhnte schauerlich. Eine Volkspolizei-Einheit, vermutlich die Brigade »Ernst Thälmann«, verprügelte die Saalinsassen bestialisch. Spießrutenlauf. Mittelalterliche Methoden. Es gab viele Verletzte. Es war das Ende unserer Hoffnungen. (Im Übrigen hat Walter Kempowski, mit dem ich diese Tage erlebt habe, die Ereignisse in seinen Werken *Im Block* und *Ein Kapitel für sich* treffend geschildert.)
WIERZIOCH: Dankeschön. Thomas Raufeisen, ich möchte Ihnen dieselbe Frage stellen, die ich gerade schon an Herrn Rother gerichtet habe. Was meinen Sie, was können heute junge Leute lernen, wenn sie diese Zeugnisse hören?

RAUFEISEN: Herr Rother hat ja schon sehr wichtige Dinge gesagt. Dass man daraus lernen kann, so etwas zu verhindern und mit welchen Mitteln. Ich sage dazu, eigentlich ist das ja auch Aufgabe der Schule, so etwas zu leisten. Wobei der Unterschied darin besteht, wenn wir solche Geschichten erzählen und auch vergleichen, dann kann man bei den Schülern sehr viel mehr erreichen. Ich selber

erlebe das fast täglich, weil ich Führungen in der Gedenkstätte Hohenschönhausen in Berlin mache und sehr viele Schüler habe. Ich merke immer wieder, wenn ich da von meinen Erlebnissen erzähle, dann kommt von den Schülern kein Augenrollen oder so etwas, nein, sie nehmen das auf und verinnerlichen das. Und ich hoffe, für länger. Das ist eben meine Hoffnung, dass das auch wirkt. Und eigentlich bin ich davon überzeugt, dass es auch wirkt, so wie ich die Reaktionen einschätze. Es ist eine wichtige Sache, dass wir dafür stehen und in der Beziehung eine sehr glaubwürdige Position einnehmen können.

WIERZIOCH: Ich bedanke mich ganz herzlich für Ihre offenen Worte. Es ist ja nicht selbstverständlich, dass Sie sich hier einer Öffentlichkeit zeigen. Das haben Sie selbst entschieden und dafür will ich Ihnen sehr danken. Vielen Dank an Margot Jann, herzlichen Dank an Harald Knaußt, an Dieter Rother und an Thomas Raufeisen. Ich bedanke mich für Ihr aller Interesse und Aufmerksamkeit und rufe Ihnen gerne zu: Bleiben Sie mutig!



Podiumsdiskussion

Der Blick auf die DDR: Zwischen kritischer Distanz, Verklärung und Faszination

INES GEIPEL, ULRIKE POPPE, CHRISTOPH DIECKMANN,
ULRICH KASPARICK

Moderation: MARKUS HEIDMEIER

MARKUS HEIDMEIER: Bevor ich Ihnen unsere Gäste vorstelle, möchte ich einen Blick auf unser Gespräch, das wir hier führen wollen, wagen. Wir wollen versuchen, einige Irrtümer und Mythen, die sich um die DDR ranken, zu diskutieren. Wir wollen fragen, warum diese Irrtümer und Mythen immer wieder Konjunktur haben. Wir wollen fragen, warum wer welches Bild der DDR in der Erinnerung hat. Und wir wollen auch fragen, welches Bild die Jugendlichen heute von der DDR haben. Vielleicht gelingt es uns, am Schluss auch die Frage zu stellen, wie man eventuell an der einen oder anderen Stellschraube noch drehen kann, um dieses teilweise unscharfe Bild etwas schärfer zu zeichnen.

Dazu möchte ich Ihnen unsere Gäste vorstellen: Ines Geipel ist unter anderem

Professorin für Versmaß an der Hochschule für Schauspielkunst »Ernst Busch« in Berlin. Vielen ist sie sicher auch als Herausgeberin des Archivs für unterdrückte Literatur in der DDR bekannt. Ulrike Poppe ist unter anderem Mitbegründerin der Oppositionsgruppe »Demokratie Jetzt!« und heute Beauftragte des Landes Brandenburg für die Aufarbeitung der Folgen der kommunistischen Diktatur. Christoph Dieckmann ist Journalist bei der ZEIT und Autor zahlreicher Bücher. Ulrich Kasparick ist früherer Pfarrer, sehr frühes SDP-Mitglied, dann SPD-Mitglied, für viele Jahre Mitglied des Bundestages, auch Parlamentarischer Staatssekretär a. D. und einer der Protagonisten der Friedrich-Ebert-Stiftung in den neuen Ländern nach der Wiedervereinigung.

Die Schwierigkeit eines solchen Panels besteht immer darin, dass die Einhelligkeit oft groß ist und man dann eben das sagt, was viele schon wissen. Deswegen möchte ich gerne meine Diskutanten zu Beginn fragen, was sie von einem Statement halten, das ich dem Taxifahrer, der mich heute hierherbrachte, entlocken konnte. Ich fragte ihn, welches Bild der DDR er denn eigentlich habe. Er hat kurz gezögert, dann sagte er, er sei Baujahr 85, da wisse er nicht mehr so viel. Dann fragte ich ihn, was denn so von den Eltern und Freunden erzählt werde. Dann sagte er – entschuldigen Sie bitte das wörtliche Zitat – »vieles war besser, es gab mehr Arbeit und weniger Scheiße in der Politik«. Das ist nicht meine Wortwahl, ich habe Ihnen das nur wörtlich wiedergegeben. Ulrike Poppe, was machen wir denn da nach 20 Jahren Aufarbeitungsbemühungen?

ULRIKE POPPE: Eine solche Antwort begegnet mir auch oft. Gerade im Zusammenhang mit meinem neuen Amt im Land Brandenburg. Nachdem ich einige Lehrerinnen und Lehrer getroffen habe, die das System in der DDR vehement verteidigten, wundert es mich nicht, dass man solche Auffassungen auch in der nächsten Generation hört. Wenn die Jugendlichen dann zur Gedenkstätte nach Hohenschönhausen oder Bautzen fahren bekommen sie ein ganz anderes Bild angeboten. Ich habe den Eindruck, vielen fällt es schwer, diese erheblich divergierenden Bilder zusammenzubringen. Daher kommt es darauf an zu zeigen, wie die Diktatur auch in das Alltagsleben der Menschen hineingewirkt hat. Und es sollte ein differenzierter Blick beispielsweise auf die Sozialpolitik in der DDR geworfen werden, die noch oft als vorbildlich hingestellt wird.

Aber Sie haben nach den Ursachen gefragt, warum man solche Meinungen hört. Ich glaube, das hängt damit zusammen, dass manche das Gefühl haben, mit einer kritischen Beurteilung der DDR als Unrechtsstaat, als Diktatur, als ein menschenrechtsverachtendes System werde ihre eigene Lebensleistung entwertet. Deshalb sollte deutlich gemacht werden, dass das zwei verschiedene Dinge sind. Das

System zu beurteilen ist etwas anderes als das eigene Leben, das man darin geführt hat.

HEIDMEIER: Das ist ja schon der Kern unseres Problems. Wir haben private Erinnerungen, wir haben Biografien, die sich mit diesem System überlagern. Deswegen möchte ich, bevor wir noch tiefer in das Thema eindringen, von Ihnen Ihre spontanen, persönlichen Erinnerungen an die DDR erfahren. Frau Geipel, wenn ich Sie jetzt frage und Sie bitten würde – versuchen Sie kein Statement zu formulieren, sondern eine persönliche Assoziation –, vielleicht einen Geruch, ein Bild, eine Erinnerung an die DDR zu beschreiben, was würden Sie uns dann sagen?

INES GEIPEL: Das ist schwierig, weil das zigfach überformt ist. Wenn Sie mich so pur fragen, spielt natürlich die Familie eine ziemlich wichtige Rolle. Meine Eltern waren beinharte Kommunisten. Ich wusste als Kind nicht, dass mein Vater 15 Jahre als Agent in den Westen gefahren ist und dort die Fluchtwege von Menschen, die gerade aus der DDR raus sind, bis hin zu den Schulwegen der Kinder ausspioniert hat. Das erfuhr ich erst im Jahr 2000 durch Akten. Ich habe die DDR also von innen erlebt im Sinne einer Familie, in der der Vater ein schwer autoritärer Knochen war und die Mutter zu allem schwieg. Da ist vieles von Diktatur in die Familie hineingelebt worden. Wenn wir darüber sprechen, warum heutige 20-Jährige sich so mit den Elterngeschichten identifizieren, dann sprechen wir meines Erachtens zu wenig über transgenerationale Weitergaben. Diese hängen natürlich viel an Gewalt, an Angst, an Missbrauch und an Druck. Äußerlich sind Gewalt und Angst heute weg, aber sie wurden implantiert. Die Jungen sind damit im Grunde Container der Vergangenheit, wenn es, wie so oft, keine Auseinandersetzung, sondern vor allem Schweigen über das Geschehene gibt. Man kann den Jungen gar nichts vorwerfen, sondern müsste darüber nachdenken, was ihre spezifische Trauerarbeit ist und was sie bedeutet. Warum hängen sie dem Osten in oft so überidentifizierender Weise nach und übergehen dabei beispielsweise vielfach ohne Not und mit ziemlicher Brutalität das Leid der Opfer. Da scheint etwas unaufgelöst zu sein.

HEIDMEIER: Christoph Dieckmann, Sie haben sich in vielfacher Form mit den Bildern der DDR, die in der Gesellschaft kursieren, beschäftigt. In einem Ihrer Artikel fand ich ein Zitat, das lautet: »Jeder, der sie (also die DDR) durchlebte, verteidigt in ihr sich selbst, sein wahres Leben im falschen.« Wie sah dieses wahre Leben aus?

CHRISTOPH DIECKMANN: »Das wahre Leben im falschen« ist der Titel eines meiner Bücher. Der war von mir natürlich etwas provokativ gemeint. Der Titel bün-



delt zwei Zitate: Adornos »Es gibt kein richtiges Leben im falschen« und »In der Wahrheit leben« von Vaclav Havel. Das Buch ist 1998 erschienen, ich befand mich da in einer Phase der anhaltenden Eifersucht. Ich war seit sieben oder acht Jahren der einzige Ostredakteur bei der ZEIT und musste immer dem Westen – und die ZEIT-Leserschaft bestand zu 95 Prozent aus West-Lesern – den Osten erklären. Ich wollte das nicht so machen, wie sonst Politik in der ZEIT geschrieben wird, nämlich indem man die Parteitage besucht und die Hintergrundgespräche und davon träumt, mit dem Kanzler oder dem Außenminister über den großen Teich zu jetten. Nein, ich wollte die Spiegelungen des Politischen in der Alltagswelt beschreiben. Das mit dem wahren Leben im falschen war so ähnlich gemeint, wie Ulrike Poppe das eben beschrieben hat. Es ist eine alte Reportererfahrung: Wenn Menschen über Ideologien sprechen, reden sie eigentlich über sich selber. Jeder Mensch verteidigt die eigene Biografie. Irgendwann, so mit 40 Jahren, hat der Mensch eine Vorstellung davon, was seine eigene Lebenserzählung ist, sein Webmuster. Und das, was er fürderhin erlebt, passt er daran an. Man lässt auch nicht mehr so viel Fremdes an sich heran. Man vertieft aber die Dinge, die man bisher erfahren hat. Jedes Erinnern ist eine heutige Tat. Die zweite Reportererfahrung: wenn die Leute über die Vergangenheit sprechen, sprechen sie über ihr gegenwärtiges Empfinden. Dann frage ich, wie es ihnen denn geht, und dann erweist es sich als großer Unterschied, ob jemand in einem Dorf wohnt, wo es

keine Kneipe und keinen Konsum mehr gibt und wo die jungen Leute wegziehen und man der Letzte ist, der irgendwann das Licht ausmacht. Oder ob man in einer sogenannten Leuchtturm-Region ansässig ist, in einer prosperierenden Gegend. Es macht auch einen Unterschied, ob man darunter leidet, dass es in diesem Land Massenarbeitslosigkeit gibt, oder ob man mehr für sich selber lebt. Und ob man ein Mensch ist, der sehr gründlich und skeptisch mit der eigenen Vergangenheit umgeht oder eher luschig und husarenhaft.

HEIDMEIER: Aber – entschuldigen Sie meine Hartnäckigkeit – wie sah Ihr wahres Leben im falschen aus, wie hat es sich angefühlt?

DIECKMANN: Mein Vater war Pfarrer in Dingelstedt am Huy und dann auf der anderen Seite des Harzes in Sangerhausen. Da wächst man natürlich mit einem gewissen Abstand zu staatlichen Veranstaltungen auf. Mein Vater war ein weiser Mann. Er hat seine Kinder nicht aufgehetzt, er hat uns aber auch nicht eingebunkert. Wir waren die einzigen Nichtpioniere, wir haben unseren Klassenlehrern die 100-Prozent-Quote verdorben. Mein Vater hat uns immer gefragt: »Was macht ihr denn beim Pioniernachmittag?« – »Wir spielen Fußball.« – Da kannst du hingehen. – »Wir besuchen die Grenzsoldaten.« – Da kannst du nicht hingehen.« – »Laternenumzug am 30. April.« – »Ja.« – »Maidemonstration.« – »Nein.« Und so weiter. Dazu gab es die wunderbare Klassenleiterin Ingrid Schmädig, die wusste, dass ich am Jahresende zum Fahnenappell, wenn die besten Schüler ausgezeichnet wurden, kein Pionierabzeichen kriegen konnte. Also wurde ich vorgerufen und bekam ein schönes Buch über Justus von Liebig oder Archimedes. Solche Lehrer gab es nämlich auch. Und natürlich gab's auch ganz andere, die sind Ihnen bestens bekannt, da muss ich jetzt nicht ausführlich werden. Später habe ich dann Theologie studiert, zuvor jedoch den schönen Beruf eines filmpolitischen Mitarbeiters erlernt; man könnte auch Filmvorführer sagen. Acht Tage vor der Facharbeiterprüfung bin ich aus der Lehre geflogen worden. Es liegt hier vor dem Bautzen-Forum die große Versuchung nahe, diesem Rauschmiss einen politischen Bezug zu geben. Leider hat es aber mit der DDR gar nichts zu tun gehabt, sondern nur mit Liebeskummer und Disziplinlosigkeit.

HEIDMEIER: Ulrich Kasparick, Sie haben viele Jahrzehnte der politischen Arbeit hinter sich. In der Politik geht es um Analysen, um Einschätzungen, um Zahlen, Fakten – ich möchte Sie aber nach Ihren Gefühlen für die DDR fragen.

ULRICH KASPARICK: Das ist mir seit gestern nachgegangen, nachdem ich Joachim Gauck gehört habe. Gestern Abend saß ich im Hotel und habe im Internetblog über diese Konferenz hier berichtet und damit eine große Debatte in Nordrhein-Westfalen ausgelöst, wie das denn jetzt mit den Koalitionsmöglichkeiten mit der

LINKEN so ginge. Das Gefühl, das ich ganz deutlich habe, wenn ich hier in diesen Saal schaue und die Lebensgeschichten sehen und spüren kann, ist Trauer. Trauer über diese unendlich vielen und tiefgehenden Verletzungen. Verletzungen, die sich Menschen aus verschiedenen Gründen gegenseitig zugefügt haben, aus Anpassung, aus politischen Gründen, aus eigener Gewalterfahrung.

Ein zweites Gefühl, das ich heute mitbringe, ist Ratlosigkeit. Weil ich natürlich wahrnehme, wie sich das Bild der DDR verklärt, und dann auch die Menschen beobachte. Vorhin hat sich einer aus der Runde bei seiner Kameradin verabschiedet: »Na dann, bis zum nächsten Jahr, und bleiben Sie gesund!« Und er geht mit seiner Geschichte, die er hier vielleicht zum wiederholten Male erzählt hat, wieder ein Jahr zu sich nach Hause, um dann im nächsten Jahr wieder hierher zum Bautzen-Forum zu kommen.

Diese beiden Gefühle sind für mich in diesen Tagen sehr prägend: Trauer und Ratlosigkeit. Mich hat sehr nachdenklich gemacht, was mir Jochen Gauck nach seinem Vortrag sagte. Er sagte, dass er ihn auch für sich selbst gehalten habe. Ein Mann, der ja nun wahrhaftig nicht zu den Angepassten gehörte, sondern zu den Kritikern, fragt sich, wie seine Gefühle eigentlich damals waren, als er in der Wahlkabine seinen Stimmzettel eingeworfen hat. Er begegnet jetzt, wo er älter wird, dieser emotionalen Ebene der Vergangenheitsklärung. Ich glaube, da liegt die eigentliche Aufgabe. Wir wissen sehr viel, wir haben die Akten, wir wissen auch zunehmend Systematisches. Das wurde gestern im Podium mit den jungen Historikern und Politologen, die versuchen zu systematisieren, was die DDR war, deutlich. Als ich gestern Abend ins Hotel ging, habe ich gemerkt, dass da junge Leute sitzen, die jetzt mein Leben systematisieren. Ich habe gemerkt, dass das irgendwie gar nicht geht und dass das nicht erfassbar ist, weil wir die Gefühlsebene in den vergangenen 20 Jahren so schwer erreicht haben. Vielleicht ist es das, was Joachim Gauck gefordert hat, nämlich eine kathartische Wende in der Vergangenheitsklärung, was jetzt vor uns liegt. Dass wir den Mut haben, uns einmal die Gefühlsebene anzuschauen, die mit dem Thema Vergangenheitsklärung zu tun hat. Was mich heute früh sehr berührt hat, ist die gefühlsmäßige Offenheit der Zeitzeugen. Ich will auch insbesondere den Männern dafür danken, dass sie uns gezeigt haben, wie es in ihrem Inneren aussieht. Das ist nicht selbstverständlich. Ich glaube, wir brauchen diesen Zugang, damit wir mit der Trauerarbeit, die über diese olle DDR zu leisten ist, ein Stück weiterkommen.

HEIDMEIER: Ulrike Poppe, aber ist es nicht vielleicht auch so, dass neben den tiefen Verwundungen, die Ulrich Kasparick gerade beschrieben hat, auch noch eine andere Form der Trauer zu beobachten ist? Gibt es nicht etwas, das die



Menschen mit dem Niedergang der DDR verloren haben? Wie ist es für Sie persönlich, wenn Sie sich an die 80er-Jahre erinnern? Sie haben als Erste einen unabhängigen Kinderladen im Prenzlauer Berg eröffnet. Es war vermutlich auch eine Spur Abenteuer in diesem Leben. Haben Sie etwas verloren mit der DDR, fühlen Sie da einen Verlust?

POPPE: Nur so weit, als dass ich nicht mehr so jung bin wie damals zu DDR-Zeiten. Obwohl ich in diesem System lebte, war ich davon überzeugt, dass sich alles verändern wird und mir die Welt offensteht. Ich habe viel in der Sehnsucht gelebt - heute lebe ich mehr in der Realität. Und das bedeutet Ernüchterung und die Einsicht, dass das Leben endlich ist. Aber das ist ja eine ganz andere Sache, das hat erst einmal mit dem System nichts zu tun. Ich würde gerne noch zu dem, was Herr Kasparick gesagt hat, ergänzen, dass diese Trauerarbeit sich nur in bestimmten Milieus entfalten kann. Hier auf dieser Veranstaltung zum Beispiel können wir darüber sprechen. Wenn Menschen zusammenkommen, die ihre Erfahrungen in der DDR reflektieren, kann auch Trauer entfaltet und Leid sichtbar gemacht werden. Aber es gibt auch einen Teil der Bevölkerung, der sich grundsätzlich verspermt. Manch einer hat noch nie eine Opfergeschichte gelesen oder angehört und ist auch nicht bereit, solche Schicksale überhaupt wahrzunehmen und in sein Bild von der DDR einzubeziehen. Ich wünsche mir manchmal, dass

diejenigen, die die DDR verteidigen, einmal so ein Zeitzeugenpodium wie dieses hier miterleben. Ich bin ein Stück ratlos, wie man diese Menschen dazu bringt, sich dem zu öffnen und einfach einmal zur Kenntnis zu nehmen, dass die DDR nicht nur daraus bestand, dass wir unsere Kinder in die staatlichen Kinderkrippen bringen konnten, täglich zur Arbeit gehen durften und das eigene Leben in Sicherheit vorgeplant war. Sondern dass es gerade für diejenigen, die ihr Recht auf Freiheit eingefordert haben, sich ein eigenes Urteil gebildet, sich bewegt und damit die Fesseln gespürt haben, dass es für diese Menschen nicht so eine heile DDR-Welt gegeben hat. Verschiedene Auffassungen zur DDR wird es aus vielerlei Gründen weiterhin geben, aber ich wünsche mir, dass sich ein Konsens herausbildet zur Ablehnung totalitärer bzw. autoritärer Herrschaft.

HEIDMEIER: Wir werden auf jeden Fall gleich noch vertiefen, wie wir diejenigen erreichen können, die von Haus aus nicht unmittelbar mit diesem Thema verbunden sind, gerade auch was das Thema Lehrer-Schüler angeht. Diese Veranstaltung ist ja auch als Fortbildung für Lehrer im Freistaat Sachsen anerkannt. Gibt es Lehrer im Saal? Ja, es sind vier, fünf Lehrer im Saal. Aber man könnte sich natürlich auch wünschen, dass zwei Busse voller Lehrer hier präsent wären.

Christoph Dieckmann, bevor wir uns fragen, wie wir die Schüler erreichen können, würde ich gerne noch eine Begriffsklärung vornehmen. Ulrike Poppe hat es gerade angesprochen, die »heile Welt der DDR« ist so ein Begriff, der zirkuliert. Es gibt die Sportnation DDR, den Friedensstaat, das Leseland, aber auch das autoritäre System, den Unrechtsstaat, die Diktatur und die Gewaltherrschaft. Für welchen Begriff entscheiden Sie sich?

DIECKMANN: Das waren jetzt sehr viele Begriffe. Mit dem Unrechtsstaat müssen wir uns gar nicht lange aufhalten, wenn sich ein Staat selbst als Diktatur bezeichnet. Das Thema ist ein wenig an den Hacken abgelaufen, wenn Sie mir verzeihen. Und bei vielen Zivilprozessen – Scheidung, Gewalt, Eigentums- oder Verkehrsdelikte – hat auch die DDR als Rechtsstaat agiert, sofern die Machtfrage nicht berührt war.

HEIDMEIER: Das Thema ist abgelaufen, aber es ist immer noch eine heiße Diskussion. Immer wieder werden Fernsehsendungen mit der Frage gefüllt: War die DDR nun eine Diktatur oder nicht?

DIECKMANN: Wie gesagt, wenn ein Staat selber darauf besteht, dass er Diktatur des Proletariats sei, dann werde ich ihm das nicht nachträglich ausreden können. Was waren die anderen Definitionen?

HEIDMEIER: Sportnation, Friedensstaat, Leseland, Unrechtsstaat, Gewaltherrschaft, totalitäres System?

DIECKMANN: Ich nehme mal den Sportstaat. Ich bin seit meinem neunten Lebensjahr ein begeisterter Fußballfan des unglücklichen FC Carl Zeiss Jena. Frau Geipel war Leichtathletin in Jena. Und alles, was ich von Frau Geipel gelesen und gehört habe, ringt mir großen Respekt ab, weil sie mit ihrer eigenen Biografie, und was könnte Schöneres vorkommen, als sportlich Weltrekordlerin zu sein, so scharf ins Gericht gegangen ist, dass sie sich von ihren Weltrekorden und anderen sportlichen Erfolgen distanziert hat, weil sie nicht sauber zustande gekommen seien. Andererseits hat es mich immer beheimelt, dass die DDR im Fußball doch eher zu den Kleineren gehörte. Man musste sich also nicht so genießen wie bei den Schwimmerinnen oder Kugelstoßerinnen. Nein, da brachte die DDR Leistungen, die der Größe des Landes angemessen waren. Da konnte man sein kindliches Wesen bewahren. Notabene: im Fußball, nicht in politischen Anschauungen. Ich begegne vielen Leuten, mit denen ich unendliche DDR-Fußballgeschichten austauschen kann. Nebenbei gesagt, niemals in den Reihen der Opposition. Aber viele ganz normale Jenaer können ihre Biografie anhand ihrer Fußballfanschaft für den FC Carl Zeiss Jena erzählen. Wenn man mit Erich Loest über Chemie Leipzig redet – da mischen sich Zeit- und Lebensgeschichten mit großem Spaß. Und da sind wir beim nächsten Punkt: der Ostalgie. Es wird immer verkannt, dass die Ostalgie auch eine ganz selbstironische Seite hat. Offen gestanden, diese Verklärung der DDR, pur und 100 Prozent und »ich will die DDR wiederhaben« – das begegnet mir niemals. So was sagen die Leute nur, weil sie bockig oder trotzig sind oder weil sie wissen, dass es sowieso nicht so kommt.

HEIDMEIER: Das heißt, die Leute wissen nicht, was sie tun, wenn sie davon sprechen, dass Mehrheiten in den neuen Bundesländern sich die DDR zurückwünschen?

DIECKMANN: Die wissen schon, was sie tun. Nämlich, dass sie nur quaddeln und rasonieren, dass dieser vermeintliche Wunsch aber nicht in Erfüllung gehen wird.

GEIPEL: Vielleicht darf ich noch einen Satz sagen. Nur zufällig habe ich Ihre Texte zu Jena noch einmal gelesen. Das hat damit zu tun, dass ich an einem Buch sitze und der Anfangstext zu Robert Enke sein wird. Mir ist Ihre Liebe oder auch Euphorie zum FC Jena wohlbekannt, und natürlich schätze ich Ihre Arbeit sehr. Wenn ich aber die Geschichte nachrecherchiere, wie die Erfolge von Jena zustande gekommen sind, stoße ich auf Eigentümlichkeiten, bis hin zu der gesamten Dopingfrage, die ja mittlerweile geklärt ist. Und in dieser Diskrepanz befinde ich mich dann. Einerseits kann die Selbstironie – das wissen wir ja seit Freud – ein großes Potential haben, weil es auch gesunde Distanz heißt. Dennoch können wir der Arbeit am Leid oder am Schmerz nicht entgehen, sonst bleiben

wir immer in demselben Karussell. Das ist das Problem für mich. Für mich ist die Enke-Geschichte vor allem eine Geschichte der Entwurzelung, eine Ost-West-Geschichte, die Geschichte einer inneren Not. Und dabei lässt sich das schöne Märchen über den Fußballclub Jena tatsächlich nicht mehr als Märchen erzählen. Man wird unglaublich.

HEIDMEIER: Vielleicht müssen Sie noch einmal kurz erklären, wie die Bezüge zwischen Robert Enke und FC Carl Zeiss Jena sind und welche Märchen wo erzählt werden.

GEIPEL: Ich beziehe mich jetzt auf Texte. Es geht ja nicht so sehr um Jena, sondern ums Schreiben. Wenn wir über die DDR sprechen, sprechen wir natürlich auch über das überformte oder das mediale Bild der DDR. Letztendlich stellt sich für mich auch die Frage nach der Verantwortung der Medien. Wir wissen sehr viel. In den letzten 20 Jahren sind täglich anderthalb Bücher über die DDR geschrieben worden. Es ist sehr viel Geld in die Aufarbeitung gesteckt worden. Zwischen Frühjahr und Herbst 2009 hat sich der Blick der Ostdeutschen auf das eigene System, nämlich auf die Frage, ob sie sich gefangen gefühlt haben in der DDR, von 30 auf 60 Prozent verändert. So sagt es jedenfalls eine Allensbach-Studie. Das aber ist vor allem eine Geschichte der Medien. Es ist demzufolge durchaus möglich, mit einer kritischen, substantiellen, klaren Berichterstattung das Bild über ein System zu verändern. Man könnte sich ja zum Beispiel vorstellen, dass zehn solcher Lebensgeschichten, wie wir sie heute gehört haben, auf je einer Seite in der ZEIT erscheinen. Das ist nur eine Frage an Sie, Herr Dieckmann, gar kein Angriff: Warum ist das nicht möglich? Ich glaube, dass Sie es sicherlich versucht haben. Ich weiß auch, dass es Ihre Kollegin Evelyn Finger immer wieder versucht. Beispielsweise hat sie über das Archiv der unveröffentlichten Literatur Ostdeutschlands geschrieben, aber so ein Text, der die Härtesubstanz der DDR tatsächlich in den Blick nimmt, erscheint nicht. Das hat freilich mit Blattpolitik zu tun. Wenn wir also über die DDR sprechen, müssen wir auch darüber sprechen, dass der Westen sich das Leid des Ostens als fremdes Leid gehalten hat und hält und sich das bemerkenswerterweise auch leisten kann. Es geht also darum, darüber zu sprechen, dass Aufarbeitung der DDR unbedingt auch Aufarbeitung in der Bundesrepublik heißen müsste.

HEIDMEIER: Wir geben Christoph Dieckmann sofort die Gelegenheit zu antworten. Ulrike Poppe hatte jedoch auch den Wunsch, Herrn Dieckmann zu widersprechen.

POPPE: Herr Heidmeier, Sie wünschten sich ja, dass wir hier auch einmal eine Kontroverse führen. Deshalb, lieber Christoph, würde ich dir gerne in zwei



Dingen widersprechen. Du hast gesagt, dir sei niemand begegnet, der die DDR wiederhaben will. Mir bis circa vor einem Jahr auch nicht. Aber jetzt scheint sich die Atmosphäre dahingehend zu verändern, dass diejenigen, die das tatsächlich wollen, es auch sagen. Das ist mir jetzt mehrfach passiert. Vielfach allerdings anonym. Erst kürzlich hat mich jemand anonym angerufen, der sagte: »Wir hätten 1989 schießen sollen, wir hätten es so machen müssen wie die Chinesen. Denn gucken Sie sich China an, was für ein Bruttosozialprodukt die auf den Tisch legen. Die haben das genau richtig gemacht.« Und wenn man sich die Mitgliedszahlen von ISOR und anderen Vereinen der ehemaligen Systemträger ansieht, dann haben die immer noch Zulauf, obwohl die meisten von ihnen alt sind. Es kommen also noch Leute dazu, und das sollten wir, glaube ich, nicht unter den Tisch kehren, sondern durchaus ernst nehmen.

Das Zweite, worin ich dir widersprechen möchte, ist: Du hast gesagt, dass zumindest in Zivilprozessen die DDR ein Rechtsstaat war, wenn die Machtfrage nicht angetastet worden ist. Also, die Machtfrage war ja schon dann tangiert, wenn Bürger selbstständig initiativ wurden. Die Schwelle war extrem niedrig. Ich meine, wenn Bürger nicht Bürger sein konnten, weil es nicht einmal eine Ver-

waltungsgerichtsbarkeit gab, wenn sich Bürger gegen Verwaltungsentscheidungen nicht einmal gerichtlich wehren konnten, dann kann auch im zivilen Bereich nicht von Rechtsstaatlichkeit die Rede sein.

HEIDMEIER: Herr Dieckmann, es wird gefordert, dass Sie in der ZEIT eine Seite frei räumen für die biografischen Geschichten.

DIECKMANN: Das würde ich gerne, aber ich bin nicht derjenige, der Platz in der ZEIT vergibt.

HEIDMEIER: Und dass Sie sich noch einmal dazu verhalten, ob es tatsächlich so ist, dass niemand die DDR zurückhaben will?

DIECKMANN: Das habe ich nicht gesagt. Ich habe gesagt, mir begegnet niemand. Ich habe nicht gesagt, dass es das nicht gibt. Liebe Ulrike, wir haben unterschiedliche Berufe und unterschiedliche Gesprächspartner.

HEIDMEIER: Aber Sie halten es für denkbar, dass es eine ganze Strömung gibt, die die DDR zurückfordert?

DIECKMANN: Selbstverständlich. Ich höre es doch von allen Seiten, dass anderen Menschen solche Menschen begegnen. Und es gibt auch einen Hang zur Verklärung. Aber wie ich vorhin schon sagte, wer sich erinnert oder zu erinnern vorgibt, spricht immer über die Gegenwart. Vielleicht ist auch eine Sehnsucht nach der eigenen Jugend darin enthalten. Vielleicht lief es sich geschwinder in der Diktatur, als man die künstliche Hüfte noch nicht hatte. All das ist möglich.

Die andere Sache mit dem Rechtsstaat. Ich habe es schon vorhin gesagt, dieser Buchtitel »Das wahre Leben im falschen« war eine Provokation. Natürlich hat der Staat, meinerwegen das Unrechtssystem DDR, zutiefst auch in den persönlichen Bereich hineingewirkt und die Menschen und die privaten Leben kontaminiert. Es gab keine säuberliche Scheidung. Aber soll ich dahergehen und daherschreiben und meinen lieben Ost-Landsleuten die Würde ausprügeln, indem ich ihnen sage, ihr seid alle mit stalinistischen Metastasen durchseucht, es gibt keine Rettung? Als ich mit dem Theologiestudium angefangen hatte, bin ich vom Seminar in Leipzig nach Hause gekommen und hörte die Weihnachtspredigt meines Vaters. Hinterher erklärte ich ihm, dass alles Trostgesäusel verlogen sei und dass er den Leuten die brutale Wahrheit der Weihnachtsbotschaft ins Gesicht hätte schleudern müssen. Da sagte mein Vater: »Nein, ich habe eine frohe Botschaft zu verkündigen. Die bittere Botschaft kennen die Menschen nämlich schon. Und du wirst auch noch lernen, dass man den Leuten nicht das eine wegnehmen kann, wenn man nicht etwas anderes dafür anzubieten hat.«

HEIDMEIER: Ulrich Kasparick, wegnehmen ist das Stichwort. Wir haben viel davon gehört, dass es offenbar eine Enteignung der Biografien gab. Dass durch



die rasanten Veränderungen 1989 und 1990 viele Menschen sich auf einmal in einem Status wiedergefunden haben, in dem es ihnen so erschien, als sei ihnen das Leben weggenommen worden. Welchen Fehler hat die Politik da gemacht?

KASPARICK: Das ist eine schwierige Frage, weil Politik ja immer ein komplexes Zusammenwirken von ganz unterschiedlichen Menschen ist, die unterschiedliche Entscheidungen zu treffen haben. Wenn ich mal mein konkretes Beispiel nehme. Ich selber habe meine dicke Stasi-Akte und die Zersetzungsmaßnahmen. Ich lebe jetzt im Haus eines früheren Stasi-Offiziers. Ich habe es von jemandem gemietet, der früher Botschafter der Bundesrepublik Deutschland in einem kleinen afrikanischen Staat war. Er hat es aus dem Treuhandvermögen in der Wendezeit gekauft. Das ist im Stadtteil Hohenschönhausen in Berlin. In diesem Stadtteil hat die SED-Nachfolgepartei das Bundestagsdirektmandat. Man hat dort satte Mehrheiten für altes Denken. Wenn ich da zu Bürgerversammlungen gehe oder mit offenen Ohren beim Bäcker zuhöre, dann kann ich schon hören, dass da wütende, zornige Menschen sind, die sich entwertet fühlen und die ein hohes aggressives Potential in sich tragen. Die Arbeitslosenquote liegt im Moment bei etwa 26 Prozent. Da sind natürlich Menschen, die sagen: »Früher, als ich mit meiner Thermoskanne und meiner kleinen Aktentasche zur Arbeit ging, hatte ich einen sicheren Job. Da fühlte ich mich sicherer, da fühlte ich mich besser als heute, wo

ich Hartz IV kriege. Und die Frau und die Kinder haben auch keinen Job und keine Ausbildung.« Das konzentriert sich also in diesem Stadtteil. Altes Denken nenne ich das immer.

Ich frage mich, was man eigentlich Menschen sagen kann, die ihr Leben so empfinden. Man kann ihnen das ja nicht ausreden, nach dem Motto: »Du fühlst falsch.« Sondern die empfinden das so. Der erste Reflex ist immer, dass man sagt, daran ist die Politik schuld. Die hätten das damals mit der Privatisierung und der Währungsumstellung anders machen sollen. Da fallen einem dann viele Dinge ein. Aber bei genauerem Hinsehen ist es ja sehr, sehr viel tiefer.

Wenn die These von Jochen Gauck stimmt – und ich stimme ihr zu –, dass die eigentliche Vergangenheitsaufarbeitung und Klärung noch vor uns liegt, nämlich die emotionale, dann kann man das Verhalten in einem Stadtteil wie Hohenschönhausen schlicht als innere Abwehr betrachten. Man will den Schmerz nicht sehen. Das ist verständlich, denn wer geht schon freiwillig zum Arzt. Meine These ist, dass wir nur weiterkommen, wenn wir es schaffen, unser eigenes Verhalten in unseren Familien anzuschauen – die wir mitgegangen sind oder nicht mitgegangen sind, beim 1. Mai, bei den Wahlen –, wenn wir der Gefühlsebene begegnen und verstehen, dass wir alle in diesem Land gelebt haben und uns auf die eine oder andere Weise auch eingepasst haben, auch die Widerständler im Übrigen.

Deswegen ist der Reflex einiger aus anderen Bundesländern, zu sagen: »Na ja, da im Osten macht sich gerade so eine Nostalgie breit«, nur wenig hilfreich. Da wird sich schnell auf einen Stuhl gegenüber gesetzt und gesagt: »Du machst da was falsch, aber ich nicht.«

Mich hat gestern sehr nachdenklich gemacht, dass sich ein Mann wie Jochen Gauck nach seiner angepassten Rolle fragt – ein Mann, der Widerständler war, der seine Meinung offen gesagt und dem Staat nun wirklich so manches ans Bein gebunden hat. Da ergibt sich natürlich die Frage: »Was ist dann mit den vielen Millionen Menschen, die mitgelaufen sind?« Ich sehe sie doch noch, wie sie mitgelaufen sind am 1. Mai. Ich sehe sie doch noch, wie sie selbstverständlich zur Wahl gingen. Und jeder wusste, die Teilnahme an der Wahl ist ein Bekenntnis zum Staat. Ja, was vor uns liegt, tut weh. Aber es ist nötig. Denn die Fakten, was die Stasi und die SED gemacht haben, sind jetzt bekannt. Worum es jetzt geht, ist die Ebene darunter anzusehen. Ich habe im Moment überhaupt keine Idee, wie man das machen könnte. Als erster Reflex gestern Abend ist mir Johannes Bobrowski eingefallen. Bobrowski hat die von den Deutschen zerschossenen Dörfer in Russland in seinen Gedichten wiederhingestellt. Vielleicht ist so etwas

nötig. Dass Kunst und Literatur, möglicherweise Medien versuchen, diese Lebensgeschichten wieder so hinzustellen, dass sie aus der Pauschalierung und dem Schwarz-Weiß herauskommen, damit wir eine Chance haben. So wie Jochen Gauck das gestern so schön sagte: hinter die verschlossene Tür sehen. Hinter die verschlossene Tür, wo das Gefühl ist, wo die Trauer ist. Mich hat gestern sehr bewegt, dass Menschen, die in den 50er-Jahren gesessen haben, sagten, sie hätten lange Jahre gebraucht, bis sie da wieder hinsehen konnten. Oder wenn sie hier in Bautzen unterwegs sind, wenn sie die Geräusche wieder hören, die Gerüche wieder riechen, wenn die Erinnerung wiederkommt. Deswegen glaube ich, wir werden keine einfachen Antworten entwickeln können. Aber vielleicht ist es ein erster Schritt, nach der eigenen Rolle zu fragen, nach der eigenen Anpasstheit, und mit der Verteufelung aufzuhören, es gebe da in Hohenschönhausen Gruppen, die falsch ticken.

HEIDMEIER: Ulrike Poppe, Ulrich Kasparick spricht davon, wenn ich ihn richtig verstehe, dass wir bereit sein müssen, die Frage zu stellen, warum eigentlich so lange Ruhe in der DDR war. Wir haben alle 1953 im Bewusstsein, den 17. Juni, die brutale Niederschlagung. Wir haben heute und in den letzten Tagen Geschichten gehört, die einen erschüttern. Offenbar waren doch Wahrheiten bekannt. Offenbar war es doch klar, dass die Stasi Zersetzungsmaßnahmen unternimmt. Das Unrecht war ganz offenbar. Und trotzdem blieb es bis 1989 ruhig. Wenn wir uns jetzt das Jahr 2009 etwas kritischer vornehmen, wo der Jubel groß ist über die Friedliche Revolution, dann ist doch die Frage, warum es erst 1989 dazu gekommen ist und warum so lange Ruhe in der DDR war. Und ist das auch ein Grund, warum die Menschen mit so wenig Selbstbewusstsein auf die eigene Geschichte schauen?

POPPE: Das halte ich für eine wichtige Frage, von der ich mir wünsche, dass sie öfter in der Öffentlichkeit besprochen würde: »Warum blieb es so lange ruhig?« Ganz ruhig ist es ja nicht geblieben, wie wir wissen. Aber immerhin hat dieses System vier Jahrzehnte lang gehalten. Und nicht nur, weil es Mauer und Stacheldraht gab, weil es die Staatssicherheit gab und die Rote Armee in den Kasernen. Das war natürlich eine wichtige Voraussetzung. Ohne all das hätte das System nicht überleben können.

Aber da kam noch mehr dazu. Da kam durchaus eine Anpassungsbereitschaft dazu, bzw. erst einmal kam dazu, dass es doch einen relevanten Anteil in der Bevölkerung gab, der zunächst, besonders in den ersten zwei Jahrzehnten, tatsächlich geglaubt hat, dass sich dieses System irgendwann einmal als das bessere, das überlegene und sogar das freiere und gerechtere System erweisen könnte.



Damit waren diese Teile der ostdeutschen Bevölkerung nicht allein, sondern sie wurden flankiert von entsprechenden Strömungen in der gesamten westlichen Welt, wie wir alle wissen. Letztlich sind dann im Ostblock diese Stimmen immer leiser geworden, und die Überzeugung setzte sich durch, dass dieses System den Systemwettbewerb nicht bestehen könne.

Gleichzeitig, als sich Mitte der 70er-Jahre eine Art Anerkennungswelle im Westen durchsetzte, also die Beziehungen zwischen beiden Blöcken besser wurden, stellte sich eine Haltung in der zum Teil von Linken dominierten westdeutschen Politik ein, die ich als menschenrechtlich enthalten bezeichnen würde. Man drückte ein oder zwei Augen zu, um das gute Verhältnis zu den Herrschenden im Ostblock nicht zu gefährden. Das ist schon eine Problematisierung wert, weil das nämlich zu einer zunehmenden Diskrepanz geführt hat. Im gesamten Ostblock nahm die Opposition zu, und diejenigen Stimmen, die auf die Überlegenheit des Systems hofften, nahmen ab. Im Westen wurde man immer kompromissbereiter. Das spitzte sich dann zu: Im Frühjahr 1989, als sich die DDR-Bevölkerung einschließlich eines großen Anteils von SED-Genossen über die Wahlfälschung empörte, trat die UNO an die DDR-Regierung mit der Bitte heran, Mitarbeiter zur Verfügung zu stellen, die den demokratischen Charakter der Wahlen in Namibia beobachten sollten. Die DDR sollte also Wahlbeobachter schicken. Und tatsächlich, noch im Herbst 1989 wurden Mitarbeiter des Ministeriums des In-

nen sowie des Ministeriums für Staatssicherheit nach Namibia geschickt, um den demokratischen Charakter dieser Wahlen zu kontrollieren. Das zeigt mir, wie man in der westlichen Welt die Lage im Ostblock beobachtet hat. Ich finde, dass das auch ein Faktor ist, der dazu beitrug, das System letztlich zu stabilisieren.

HEIDMEIER: Ines Geipel hatte es ja auch schon angesprochen. Ganz offenbar ist es also wichtig, eine gesamtdeutsche Reflexion zu starten, gerade auch was die 80er-Jahre betrifft. Ich möchte dies nur an einem Punkt noch ergänzen. Sie sagten, dass die in vielfacher Hinsicht von der politischen Linken dominierte Tagesagenda der westdeutschen Politik menschenrechtsmäßig enthaltsam war. Man darf vielleicht daran erinnern, dass ein Protagonist der westdeutschen Politik, der nicht im Verdacht steht, ein Linker zu sein, Erich Honecker noch in den späten 80er-Jahren zu einem Staatsempfang nach Bonn geladen hat: Helmut Kohl. Insofern gibt es auch auf der anderen Seite der politischen Elite Probleme.

DIECKMANN: Ich würde gern etwas ergänzen. Die Binnensicht ist richtig und wird nicht bestritten, aber man muss auch die außenpolitischen Gegebenheiten erwähnen. Der Schlüssel zur deutschen Einheit lag in Moskau, über die Klärung der deutschen Dinge wurde in Moskau entschieden. Die früheren Unruhen an der Peripherie des sowjetischen Großreiches, auf den Vorposten, wurden niedergeschlagen, es konnte nichts daraus werden. Es gab Ost und West, darauf hatten sich die Siegermächte in Jalta und in Potsdam verständigt – auch darauf, einander Einflussphären zuzugestehen. Und daran wurde so lange nicht gerüttelt, bis sich im Machtzentrum der sowjetischen Siegermacht etwas änderte. 1945 haben die vier Siegermächte den deutschen Einheitsstaat kassiert und einander zugestanden, ihre jeweiligen Staatsuntergebilde, ihre Mündel, so zu konstituieren, wie es bei ihnen zu Hause aussah. Und so wurde die DDR sowjetisch konstituiert. 1990 haben sich die vier Siegermächte entschlossen, den deutschen Einheitsstaat wieder herauszurücken. Was wir hier an Binnenschau betreiben und an hochherzigen Erinnerungen des Aufbruchs in der DDR, das ist alles ganz großartig und wichtig, aber nichts wäre gelungen, wenn sich in Moskau nichts geändert hätte.

GEIPEL: Vielleicht ist das ja der Schlüssel. Herr Dieckmann sagt, die DDR hing am besagten sowjetischen Strang. Wenn ich mich an verschiedene Podien mit westdeutschen Historikern aus den letzten Jahren erinnere – das ist freilich jetzt ein bisschen pauschalisierend –, dann ist das Thema der deutschen Geschichte der Holocaust. Das ist sozusagen das Fixum und dabei auch vollkommen richtig. Aber unter diesem Fixum erscheint die DDR im sekundären Nachhinein als nichtnationales Erbe. Denn sie war kleiner, nicht so tödlich, hatte nicht diese Gewaltdimension. Ich glaube aber, wenn sich in nächster Zeit die Opposition Ost-



europas noch einmal in einer anderen Weise öffentlich und europäisch erinnert, wird sich auch der Blick auf die DDR noch einmal verschieben. Denn dann hängt sie nicht mehr allein am deutschen Blick. Es ist ja spürbar, dass an dieser Tektonik im Moment stark gezogen und gezerrt wird. Und da sind diese konkreten Lebensgeschichten, die wir heute früh gehört haben, und das, was an Unrecht und Leid in der DDR geschehen ist, in meinen Augen sehr wichtig. Und es ist auch wichtig, dass sie immer wieder neu öffentlich erzählt werden. Jede deutsche Diktatur braucht ihre eigene Narration. Es ist ein Weg bis dahin. Und gleichzeitig spüren wir, wie schnell Geschichte regrediert, wie schnell etwas, was sich eine Nation an öffentlichem Gedächtnis erarbeitet hat, wieder verschwinden kann.

HEIDMEIER: Christoph Dieckmann, wenn ich Sie gerade richtig verstanden habe, kann man Ihre Worte so zusammenfassen, dass es trotz aller Revolution auf den Straßen der DDR, aber auch in Polen, Tschechien oder Ungarn letztlich nichts mit der Demokratisierung geworden wäre, wenn am grünen Tisch und in Moskau die Würfel anders gefallen wären. Frau Poppe, ist denn tatsächlich Michael Gorbatschow der Protagonist des Umbruchs in Osteuropa, ist er derjenige, der nach weisem Ratschluss sagt, wir brauchen eine Demokratisierung? Oder ist er eher eine Art Insolvenzverwalter des Kommunismus, einer, der gar nicht mehr anders kann?

POPPE: Die Frage ist ja fast schon sich selbst beantwortend, so wie Sie sie gestellt haben. Ich gebe Christoph Dieckmann Recht. Ohne den neuen Kurs in der Sowjetunion wäre das alles wahrscheinlich nicht so abgelaufen. Aber die Moskauer Regierung stand in der zweiten Hälfte der 80er-Jahre mit dem Rücken zur Wand. Und Gorbatschow war derjenige, der eine Reformidee hatte, um das System zu retten. Er wollte nicht die Demokratisierung, er war Kommunist. Und er sah in den Reformen die einzige Möglichkeit, das System noch zu retten. Dass er damit sozusagen zum Totengräber des Sowjetsystems wurde, hat er in Kauf genommen, und das ist ihm hoch anzurechnen. Andererseits sind damit aber lediglich notwendige Bedingungen geschaffen worden, das kommunistische System im Ostblock zum Einsturz zu bringen. Die Aufkündigung der Breschnew-Doktrin, das erste Mal 1987 und dann noch einmal im Frühjahr 1989, hat den Satellitenstaaten Moskaus erst einmal die Möglichkeit eingeräumt, einen eigenständigen Weg zu gehen. Aber das nur, weil Moskau zu schwach war, um noch Panzer nach Ungarn und Polen, in die Tschechoslowakei und nach Berlin zu schicken. Mit der Front Afghanistan und der Rüstungsstrategie des Westens hatte Moskau genug zu tun und kämpfte ums Überleben. Nur deshalb wurde die Breschnew-Doktrin aufgegeben. Damit wurde der Weg frei für die Revolutionen in Ostmitteleuropa.

DIECKMANN: Mir fällt eine symbolische Geschichte ein. Im Sommer 1980 war ich zwei Wochen mit Aktion Sühnezeichen in Kraków zum Polnischlernen. Wir waren bei einer jungen Frau untergebracht, die sehr gut Deutsch konnte und uns zwei Wochen lang auf ihrem Fußboden mit ungezuckertem Tee und der polnischen Sprache verköstigte. Ungezuckert, weil es keinen Zucker gab. Aber Aufruhr gab es. Es gab die beginnende Solidarność. Dauernd kam Besuch. Ich sagte dann zu Hanka: »Was macht ihr hier? Die Russen werden kommen und euch auf den Kopf hauen. Es hat keinen Zweck. Ihr macht euch unglücklich.« Hanka sah mich spöttisch an und sagte: »Pan Deutscher, natürlich werden die Russen kommen und uns auf den Kopf hauen. Aber vorher werden wir fliegen!« Subjektiv hat sie recht. Man gewinnt bereits etwas mit dem individuellen Widerstand. Vielleicht nicht die große historische Perspektive. Aber eigene Würde und das Gefühl, ein Subjekt zu sein und kein Objekt der Diktatur. Die Episode bekam eine unvergessliche Pointe. Hanka biss mich heftig, lachte und sagte: »Damit du lernst, auch du wirst leiden.«

HEIDMEIER: Ulrich Kasparick, wir haben diesen Aspekt unseres Themas ja diskutiert, weil wir uns gefragt haben, welches Selbstbewusstsein die Menschen in den neuen Bundesländern haben. Ist die Friedliche Revolution nicht eigentlich

Anlass genug, selbstbewusst auf die eigene Vergangenheit zu schauen. Man hat sich die Freiheit selbst erkämpft. Dann gab es den Eindruck von Christoph Dieckmann, alles wäre ohne die Entscheidung der Politiker nicht so gekommen. Wie verhält es sich denn nun zwischen der Macht der Straße, den Revolutionären, den Zehntausenden, die in Leipzig auf die Straße gingen, und den Entscheidungen der Politiker, gerade auch im Westen? Wer ist denn hier der Akteur, und wer ist das Objekt?

KASPARICK: Das kann man gar nicht trennscharf sagen. Es laufen eine Menge Leute herum, die sich für Revolutionäre halten. Wenn man sich deren Biografien anschaut, könnte man Fragen stellen. Es gibt ostdeutsche Ministerpräsidentinnen, die das so machen. Es gibt aber auch echte. Meine Erinnerung an den Osten ist aber, dass das nur sehr wenige waren. Ich selber habe in der kirchlichen Jugendarbeit gearbeitet, mit unangepassten jungen Leuten, die mit bunten Haaren durch die Gegend liefen und Ratten auf der Schulter hatten, um sich ein individuelles Merkmal zu geben. Wir hatten im Grunde auch innerkirchlich nur Widerstand. Ich kann mich nicht erinnern, dass die Kirche das offene Dach für die Oppositionsgruppen gewesen ist. Wir mussten vielmehr für alle Räume kämpfen. Und wir mussten darum kämpfen, dass die Formulierungen so sind, dass sie auch gehört werden. Es ging ständig um das Thema Anpassung. Wenn ich mich an die Konvente erinnere, wie wir an unseren Texten gedrechselt haben, damit die andere Seite das auch einigermaßen hören konnte. Deswegen bin ich da sehr zurückhaltend geworden.

Und wenn man nach den Akteuren der Wende fragt, bin ich in der Beantwortung sehr zögerlich geworden. Denn es war ein unglaublich komplexes Geflecht von Dingen, die sich auch gegenseitig beeinflusst haben, in dem Medien, Öffentlichkeit und persönliche Kontakte, natürlich auch internationale großpolitische Entscheidungen eine Rolle gespielt haben.

Auf die Frage, wie unser DDR-Bild ist, also ob es so etwas wie eine Nostalgie gibt, sagt mir mein Gefühl, dass es vielleicht so etwas wie ein Misstrauen gegenüber sich selbst gibt – nachdem wir Ostdeutschen eine Phase hatten, wo wir uns alle auf die Schulter geklopft haben, wir hätten den Fall der Mauer erkämpft. Was sich jetzt einstellt, ist möglicherweise ein bisschen Nachdenklichkeit, ob das eigentlich wirklich so war. Was waren denn eigentlich unsere Motive? Ich weiß von Leipziger Kollegen, die von Demonstrationen berichteten, dass da viele darunter waren, die schlicht und einfach mehr Wohlstand, mehr Reisemöglichkeiten wollten. Aber ob es da wirklich um gesellschaftliche Reformen ging, das steht dahin. Ich habe im Moment eigentlich mehr Fragen als Antworten, wenn man fragt, was

denn am Ende dazu geführt hat, dass wir jetzt im wiedervereinigten Deutschland wohnen und uns so schwer tun mit den unterschiedlichen Vergangenheiten in Ost und West. Was mich am meisten überzeugt, ist der Ansatz von Jochen Gauck und einigen anderen, die sagen, dass wir den Mut haben müssen, neben all unseren rationalen Systematisierungen und Erklärungen eine Ebene tiefer zu gehen, also nach der individuellen Lebensgeschichte und unserer individuellen Verantwortung zu fragen. Auch nach unserer eigenen Anpassungsbereitschaft. Warum ist das wichtig? So wie Sie Ihre Lebensgeschichten erzählen, damit die jungen Leute sagen, das darf nie wieder passieren, so müssen wir uns auch klarmachen, dass wir jetzt, 20 Jahre nach dem Fall der Mauer, in einer Republik leben, wo es wieder um Widerstand geht. Es geht wieder darum, nach dem Punkt zu fragen, an dem man sich nicht anpassen darf, wo man Nein sagen muss. Denn die ganze Erinnerungskultur, die unter anderem das Bautzen-Forum versucht zu entwickeln, hat ja nur dann einen Sinn, wenn es uns in der Gegenwart behilflich ist. Wenn es uns hilft, uns in der Gegenwart anders zu verhalten, widerständiger, offener, kritischer, unangepasster. Und ich weiß nicht, ob wir schon so weit sind.

HEIDMEIER: Ulrike Poppe, wir hatten ja beispielsweise Leipzig Anfang Oktober 1989. Wir hatten Zehntausende auf der Straße, die eben noch nicht wussten, wohin diese Demonstration führen wird. Es kursierten damals Gerüchte in der Stadt, dass die NVA auf den Straßen steht, dass extra Blutkonserven in die Stadt transportiert wurden. Waren diese Menschen auf der Straße tatsächlich nur an leichten Optimierungen ihres Alltags interessiert, oder ist es nicht so, dass es um eine Vorstellung von selbsterrungener Demokratie und gesellschaftlicher Offenheit ging, von der man lange nicht einmal zu träumen gewagt hatte? Dann kommt es zu dieser Offenheit, und in einem rasenden Tempo kommt dann die Wiedervereinigung. Und diese Revolution bekommt für viele der Protagonisten den Charakter des Unvollendeten.

POPPE: Ich bin mir sicher, dass die übergroße Mehrheit derer, die auf der Straße waren und sich empört haben, nicht nur den größeren Wohlstand erhofft hat. Die Menschen waren erst einmal unglaublich wütend, weil ihnen die permanente Lüge zugemutet wurde. Sie haben sich gedemütigt und entwürdigt gefühlt dadurch, dass eine Regierung sich anmaßt, ihre Freiheiten zu beschneiden und ihnen ständig etwas vorzumachen. Das kann man auch an den Plakaten ablesen, die getragen wurden, und an den Aussagen, die damals gemacht wurden. Und man kann das auch gut an den Statistiken der Gründe für die Ausreisewünsche nachvollziehen. Es gibt ja einmal eine offizielle Statistik, die damals von der DDR-Regierung veranlasst wurde, und dann eine inoffizielle, die die Opposi-



tionsgruppen erarbeitet haben. So sehr unterscheiden die sich nicht. Man kann durchaus erkennen, dass das nicht nur materielle Träume waren, sondern in hohem Maße die Wut über eine völlig unfähige, untaugliche und machtbesessene Regierung, die sich nicht abwählen ließ. Das stand, denke ich, im Vordergrund.

HEIDMEIER: Wir hören jetzt von Wut, von Empörung, von starken Gefühlen. Wir haben auch zu Beginn von Gefühlen gesprochen. Lassen Sie uns jetzt von der Seele reden. Kann es sein, dass die Menschen vielleicht im Jahr 1989 gar nicht die Chance hatten, diesen Prozess wirklich mitzuerleben, weil die Seele dieses Tempo gar nicht mitgehen kann? Wenn wir uns überlegen, im Mai gab es die Kommunalwahlen, einige Wochen später starteten die Demonstrationen, im September/Oktober gab es Großdemonstrationen. Bereits wenige Monate später kam die D-Mark und dann die Wiedervereinigung. Ist das ein Tempo, das die Seele gar nicht verkraftet? Setzt deshalb so eine Nostalgie ein, eine Rückwärtsgewandtheit, über die wir heute immer wieder den Kopf schütteln müssen?

KASPARICK: Absolut ja. Das sehe ich an mir selber. Ich habe mich nach 20 Jahren Politik entschieden, ein Jahr völlig rauszugehen, weil die Seele mit dem Tempo nicht mehr mitkommt.

GEIPEL: Zunächst würde ich sagen, die Seele war ganz am Platz im Sommer '89. Wir sind doch losgelaufen, über Ungarn, über Prag. Dass wir noch mal anders

über einen sehr unbehausten und schnellen Prozess nach '89 sprechen müssten, dass es da viele Verworfenheiten gab, dass gerade die junge Generation in einer Art Elternlosigkeit großgeworden ist, das ist sicher richtig. Wir sprechen jetzt über diese Konfusion DDR. Mir scheint es eine zum großen Teil gewollte Konfusion zu sein. Denn es ist ja gar nicht so schwer zu sagen, was diese DDR war. Wobei ich Ihnen, Herr Kasparick, an dem einen Punkt mit den Akten gerne widersprechen würde. Wenn Sie sagen Sportnation, Leseland und so weiter, dann sage ich mir immer: Da sind die Milliarden an Aufarbeitung ins Land geflossen, aber die wirkliche Härtesubstanz ist nicht erzählt. Die Geschichten, die irrlichternden Biografien, die wir alle permanent erzählt bekommen nach den Veranstellungen, sind nicht mehr zu recherchieren. Die Leute bekommen die Akten nicht. Das ist für mich schon eine Diskrepanz. Welches Bild soll erzählt werden? Ich glaube, das ist nach wie vor ein Thema.

HEIDMEIER: Sie sprachen davon, dass diese Konfusion gewollt sei. Wer will denn diese Konfusion?

GEIPEL: Ich habe gesagt, dass ich mir nicht sicher bin. In meiner Wahrnehmung ist die DDR in der Öffentlichkeit nicht in der Weise desavouiert, wie es ihrer Härtesubstanz entspräche. Das finde ich einen eigentümlichen Zustand. Und warum diese hanebüchenen Diskussionen über Unrechtsstaat im Herbst in Brandenburg? Jetzt weiß man, dass die DDR kein eigener Volksstamm war. Das ist alles absurd ohne Ende, gemessen daran, wer zum Beispiel hier im Raum versammelt ist. Diese Diskrepanz kriegt man nicht zusammen, daran wird man verrückt. Ich gebe Ihnen, Herr Kasparick, in Bezug auf diesen Blick hinter die verschlossene Tür völlig Recht. Aber ich glaube zum Beispiel auch, es gäbe politisch ein paar Dinge zu tun. Warum kann es nicht ein Gesetz geben, das öffentlich klarstellt, dass man diese Lebensgeschichten nicht verhöhnen kann und die DDR ganz eindeutig eine Diktatur und ein Unrechtsstaat war? Damit das politisch einmal festgeschrieben wird. Ich glaube, dass wir freiwillig immer Dinge aus der Hand geben, bezogen auf die Rezeption Ost. Letztendlich steht doch die Frage für uns alle: Wenn wir das Erbe DDR nicht in das integrieren, was potentiell Deutschland sein könnte, wo wollen wir denn dann hin im Sinne der Einheit? In dieser Schieflage, die wir in Bezug auf Erarbeitung, Bearbeitung, Aufarbeitung DDR wahrnehmen, gibt es verschiedene Phasen. Es wurde schon einmal eine Diktatur aufgearbeitet. Und wir wissen, welche verschiedenen Schübe es da gab. Trotzdem werden wir nicht umhinkommen, diesen Teil in einem gesamtdeutschen Sinne mit hineinzunehmen. Es wird nicht dabei bleiben zu sagen, es sei kein nationales Erbe.

HEIDMEIER: Auf der politischen Seite gibt es ja seit 1990 ganz verschiedene Aktivitäten. Von der Einrichtung der Stasi-Unterlagen-Behörde bis hin zur Bundesstiftung Aufarbeitung. Gerade mit Blick auf die Erfahrungen der 40er- und 50er-Jahre wurde ja doch einiges getan. Bevor wir diese politischen Fragen noch einmal erörtern, möchte ich Herrn Dieckmann fragen: Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass die Medien sehr gerne über Adolf Hitler berichten, über die Nazizeit, über die KZs, aber das Thema DDR immer mal wieder links liegen lassen. Ist dieses Thema zu langweilig, oder woran liegt das?

DIECKMANN: Das hat zwei Gründe. Was hat sich 1990 nach freien Wahlen ereignet? Es hat sich der Anschluss eines Volkes, einer kaputten, desorientierten, bankrotten Gesellschaft, an ein prosperierendes, viel größeres Gemeinwesen vollzogen. Die DDR wurde angekoppelt. Der Westen brauchte den Osten nicht, aber der Osten brauchte den Westen. Und fortan war das »Wir sind ein Volk« ein Fünftel Volk - zu den Bedingungen der Mehrheit. Der Westen hat nicht auf den Osten gewartet. Und die Themen des Ostens, nicht nur DDR, sondern auch SED und so weiter, sind generell Minderheitsthemen. Etwa 95 Prozent unserer Leser sind Westleser. Natürlich bestimmt das Publikum eines Senders die Art der Sendungen. Da werden Markterhebungen gemacht. DDR-Vergangenheit, Osten, das ist nicht das Thema der Majorität unserer Leser.

Das ist das eine. Zum anderen: Sie können nicht verschiedene Geschichtsepochen gleichermaßen vital am Leben erhalten. Jedes Erinnern ist auch ein strukturiertes Vergessen. Geschichten übermalen einander. Es gibt eine große Sorge – das ist auch meine Sorge –, dass die SED-Aufarbeitung die viel schlimmere NS-Diktatur-Geschichte übermalt. Ich höre genau aber auch die umgekehrte Sorge: »Wie kann es passieren, dass jetzt ständig nur noch von SED-Unrechtsregime zu hören ist? Die Nazis waren doch viel schlimmer.« Ein Reporter ist so etwas wie ein Parlamentär. Er hört sich an, was gesprochen wird, und erzählt dann auch, was nicht gesprochen wird. Dann läuft er zur anderen Seite und sagt, was dort fehlt. Und so läuft er immer hin und her und muss sich ab und zu mal ducken, weil er von beiden Seiten beballert wird. Ich habe mir fest vorgenommen, hier einen Satz zu sagen – und ich weiß nicht, ob Sie sich das gut anhören können: Auch die Geschichte von Bautzen II hat bereits am 30. Januar 1933 begonnen, mit der Machtbestellung Hitlers.

HEIDMEIER: Wir werden in einigen Minuten die Diskussion öffnen. Zuvor möchte ich aber noch einige Fragen auf dem Podium diskutieren. Wenn ich Christoph Dieckmann jetzt richtig verstanden habe, stehen wir vor dem Dilemma, dass wir konkurrierende Diktaturen in der Erinnerung haben.



DIECKMANN: Ja sicher. Übermorgen gibt es in Torgau die Einweihung der Erinnerungsstätte Fort Zinna, ehemals Sitz, Haftanstalt und Hinrichtungsstätte der Wehrmachtjustiz. Seit vielen Jahren korrespondiere ich mit Ludwig Baumann, dem Sprecher der wenigen noch verbliebenen Wehrmacht-Deserteure. Der sagt: »30 000 Todesurteile, 20 000 Hingerichtete, ich acht Monate in der Todeszelle. Natürlich haben später auch die Russen da Grausamkeiten begangen, aber genauso waren unter den sowjetischen Fort Zinna-Häftlingen auch unsere ehemaligen Folterer und Henker. Wie soll ich das in einer gemeinsamen Gedenkstätte mittragen?« Soweit Ludwig Baumann. Das ist das Dilemma auf den Punkt gebracht. Ich nehme jedem seine persönliche Erinnerung ab, ich überlasse jedem seine authentische Schicksalsbetroffenheit, ich rede da nicht hinein. Die Geschichten, die ich heute Morgen gehört habe, sind die Erinnerungen einzelner Menschen. Und die Geschichte besteht aus unendlich vielen einzelnen Menschen. Aber es gibt eben auch die große Perspektive. Wenn man immer nur die eine Perspektive gegen die andere ausspielt, dann behält man immer Recht. Und man bleibt auch sehr mit sich allein.

HEIDMEIER: Ines Geipel, was bleibt uns, wenn wir sehen, dass wir in diesem Dilemma stecken? Ist es eine Aufgabe der Kunst, der Literatur, die einzelnen Geschichten zu erzählen? Sich gar nicht mehr an den großen Diskursen zu beteiligen

und nicht mehr zu entscheiden, ob dieses oder jenes schlimmer war? Sondern geht es vielleicht darum, die einzelne Geschichte zu erzählen, um den einzelnen Leser zu berühren?

GEIPEL: Ich würde dabei bleiben zu sagen, dass zentrale Punkte der DDR-Geschichte nicht aufgearbeitet sind im Sinne der Klärung der Akten. Das ganze Thema des Leichenwesens ist nie öffentlich gemacht worden. Dass freitagsabends die Mitarbeiter in den Krematorien zu verschwinden hatten und die Stasi-Leute kamen, um die Leichen zu verbrennen. Dass wir immer so tun, als wäre alles schon gesagt und geklärt. Wenn ich mich frage, welche Geschichten in mir sind, die mir erzählt wurden: die Kinderbordelle, alles das, auch die Interessensallianzen bis in die Forschung hinein. Alles das ist überhaupt nicht angeschaut und überhaupt nicht geklärt. Der andere Punkt ist, dass wir nach 20 Jahren in eine Phase der Ästhetisierung kommen, dass Kunst, Literatur die Gefühle und die notwendige Sprache für genau diese Diktatur liefern. Der Nationalsozialismus muss eine eigene Narration entwickeln und die DDR auch. Vor dieser Aufgabe stehen wir. Da sind wir in keiner Weise entlastet. Das sind aber verschiedene Stränge. Es muss zeitgleich laufen. Die Politik hat hier ihre Rolle, die Medien haben eine ganz zentrale Rolle; nämlich in dem Moment, wo Informationen zerfallen, ist klar, dass Medien etwas ganz Zentrales sind. Der andere Aspekt ist ohne Frage all das, was Kunst, Kultur und Literatur vermag.

HEIDMEIER: Ulrike Poppe, wir haben jetzt schon von Gefühlen gesprochen, wir haben von der Seele gesprochen. Lassen Sie uns zum Schluss noch von Träumen sprechen. Sie sind jetzt die Landesbeauftragte für die Aufarbeitung der Folgen der kommunistischen Diktatur. Wovon träumen Sie? Wie soll die Aufarbeitung in den nächsten Jahren aussehen?

POPPE: Ich kann nur fördern, ermutigen, anregen. Ich bin auf Mitstreiter angewiesen – die es auch gibt in Brandenburg. Mein Ziel ist, dass Menschen, die sich bisher in ihrer Ecke verbarrikadiert haben mit ihrem festen Bild von dem, was die DDR für sie war, bereit sind, sich zu öffnen, und auch andere Perspektiven auf die DDR akzeptieren. Ich versuche also, eine offene Gesprächsatmosphäre herzustellen, in der es möglich wird, verschiedene Perspektiven auf die DDR zuzulassen. Gleichzeitig will ich dazu beitragen, dass sich aus den vielfältigen Erinnerungen und in Reflexion auf die leidvollen Erfahrungen im 20. Jahrhundert auch eine Übereinkunft entwickelt, Freiheit und Recht als maßgebliches Bewertungskriterium anzulegen. Wenn wir der Freiheit und dem Recht einen entscheidenden Platz in unserem Bewusstsein und in unseren Träumen einrichten, kann auch eine Einigung darüber erfolgen, wie die DDR in die Ge-

schichte eingeordnet werden kann. Ich möchte dazu anregen, die DDR oder überhaupt das kommunistische System nach solchen Maßstäben zu beurteilen.

HEIDMEIER: Das ist mehr als interessant. Was heißt das konkret? Gibt es Workshops, die verpflichtend sind für Schulklassen? Gibt es Besuche von Gedenkstätten, die zur Auflage für jeden Abiturienten in Brandenburg gemacht werden? Was wünschen Sie sich da, auch von der Politik?

POPPE: Ich will mich weniger auf die Politik fokussieren. Viel zu oft wird erwartet, dass die Politik das regelt. Es ist vor allem eine gesellschaftliche Aufgabe, dieses Thema in der gesamten Breite aufzunehmen. An Freiheit und Recht kann ein politisches System gemessen werden. Diese Werte haben Priorität, weil sich viele andere daraus ableiten. Und wir können vergleichen. Warum wollen wir denn, dass sich die nächste Generation mit der Diktatur auseinandersetzt? Damit sie erkennt, dass Recht und Freiheit nichts Selbstverständliches sind, sondern etwas, das erkämpft werden muss. Das es wert ist, verteidigt zu werden. Dazu ist es wichtig zu wissen, wie Menschen in einem Land gelebt haben, in dem es diese Freiheiten nicht gab. Das können sich viele Schülerinnen und Schüler heute wirklich nicht vorstellen. Oft höre ich von ihnen: »Na ja, wenn man sich in der DDR an die Gesetze gehalten hat, dann konnte einem doch gar nichts passieren. Und jeder wusste ja, worauf er sich einlässt, wenn er über die Grenze in den Westen ging.« Ich habe den Eindruck, dass viele nicht begreifen, was Freiheit wert ist.

HEIDEMEIER: Das ist ein ganz hervorragendes Schlusswort. Vielen Dank für die Diskussion.



Predigt

ANDREAS KUTSCHKE

Lesung aus dem ersten Buch der Könige (1. Kön 21,1b-22,1; gekürzt)

Nabot aus Jesreel hatte einen Weinberg neben dem Palast Ahabs, des Königs von Samarien. Ahab verhandelte mit Nabot und schlug ihm vor: »Gib mir deinen Weinberg! Er soll mir als Gemüsegarten dienen; denn er liegt nahe bei meinem Haus. Ich will dir dafür einen besseren Weinberg geben. Wenn es dir aber lieber ist, bezahle ich dir den Kaufpreis in Geld.« Doch Nabot erwiderte: »Der Herr bewahre mich davor, dass ich dir das Erbe meiner Väter überlasse.«

Darauf kehrte Ahab in sein Haus zurück. Er war missmutig und verdrossen [...]. Er legte sich auf sein Bett, wandte das Gesicht zur Wand und wollte nicht essen. Seine Frau Isebel kam zu ihm herein und fragte: »Warum bist du missmutig und willst nicht essen?« Er erzählte ihr: »Ich habe mit Nabot aus Jesreel verhandelt und ihm gesagt: Verkauf mir deinen Weinberg für Geld, oder wenn es dir lieber ist, gebe ich dir einen anderen dafür. Doch er hat geantwortet: Ich werde dir meinen Weinberg nicht geben.« Da sagte seine Frau Isebel zu ihm: »Du bist doch

jetzt König in Israel. Steh auf, iss und sei guter Dinge! Ich werde dir den Weinberg Nabots aus Jesreel verschaffen.«

Sie schrieb Briefe im Namen Ahabs, versah sie mit seinem Siegel und schickte sie an die Ältesten und Vornehmen, die mit Nabot zusammen in der Stadt wohnten. In den Briefen schrieb sie: Ruft ein Fasten aus und lasst Nabot oben vor allem Volk Platz nehmen! Setzt ihm aber zwei nichtswürdige Männer gegenüber! Sie sollen gegen ihn als Zeugen auftreten und sagen: Du hast Gott und den König gelästert. Führt ihn dann hinaus und steinigt ihn zu Tode!

Die Männer der Stadt, die Ältesten und Vornehmen, die mit ihm zusammen in der Stadt wohnten, taten, was Isebel ihnen geboten hatte [...]. Sie riefen ein Fasten aus und ließen Nabot oben vor allem Volk Platz nehmen. Es kamen aber auch die beiden nichtswürdigen Männer und setzten sich ihm gegenüber. Sie standen vor dem Volk als Zeugen gegen Nabot auf und sagten: »Nabot hat Gott und den König gelästert.« Sogleich führte man ihn aus der Stadt hinaus und steinigte ihn zu Tode.

Darauf ließen sie Isebel melden: »Nabot wurde gesteinigt und ist tot.« Sobald sie hörte, dass Nabot gesteinigt wurde und tot war, sagte sie zu Ahab: »Auf, nimm den Weinberg Nabots aus Jesreel in Besitz, den er dir für Geld nicht verkaufen wollte; denn Nabot lebt nicht mehr; er ist tot.« Als Ahab hörte, dass Nabot tot war, stand er auf und ging zum Weinberg Nabots aus Jesreel hinab, um von ihm Besitz zu ergreifen.

Da erging das Wort des Herrn an Elija aus Tischbe: »Mach dich auf und geh Ahab, dem König von Israel, entgegen. [...] Sag ihm: So spricht der Herr: Durch einen Mord bist du Erbe geworden! Weiter sag ihm: So spricht der Herr: An der Stelle, wo die Hunde das Blut Nabots geleckt haben, werden Hunde auch dein Blut lecken.«

Ahab sagte zu Elija: »Hast du mich gefunden, mein Feind?« Er erwiderte: »Ich habe dich gefunden. Weil du dich hergabst, das zu tun, was dem Herrn missfällt, werde ich Unheil über dich bringen.« [...]

Als Ahab diese Drohungen hörte, zerriss er seine Kleider, trug ein Bußgewand auf dem bloßen Leib, fastete, schlief im Bußgewand und ging bedrückt umher.

Da erging das Wort des Herrn an Elija aus Tischbe: »Hast du gesehen, wie Ahab sich vor mir gedemütigt hat? Weil er sich vor mir gedemütigt hat, will ich das Unglück nicht schon in seinen Tagen kommen lassen. Erst in den Tagen seines Sohnes werde ich das Unheil über sein Haus bringen.«

Drei Jahre hatte das Land Ruhe und gab es keinen Krieg zwischen Aram und Israel.

Sehr geehrte Mitglieder des Bautzen-Komitees und Besucher des Bautzen-Forums, liebe Gottesdienstgemeinde: Die Lesung, die ich für den heutigen ökumenischen Gottesdienst ausgewählt habe, fiel etwas länger aus, als es für gewöhnlich üblich sein mag. Aber dieser Text aus dem Alten Testament, aus dem ersten Buch der Könige, kam mir direkt in den Sinn, als ich das Thema des 21. Bautzen-Forums hörte: »Unrechtsstaat DDR – Willkür. Gewalt. Macht.«

Die Nabot-Erzählung stammt aus dem Komplex der Geschichten, die vom Propheten Elia handeln. Elia ist eine historisch nur bedingt greifbare Person, die im zweiten Viertel des neunten vorchristlichen Jahrhunderts im Nordreich Israel wirkte. In dieser Zeit hatte sich das Königshaus, also das Zentrum der Macht, vom eigenen Volk und vom Glauben an den Gott Israels mehr und mehr entfernt. Machtpolitische Gründe waren dafür ausschlaggebend gewesen, dass man sich mit Phöniziern verbunden hatte und auch deren Religion im eigenen Land zu fördern begann. Im gleichen Atemzug bemühte sich das Königshaus selbst, immer größere Teile des Landes unter seine Kontrolle zu bringen. Das geschah meist auf Kosten der Kleinbauern. Die Herrscherdynastie versuchte so ihre Stellung zu festigen. Ihre Macht – oder sagen wir besser Vollmacht – sollte nun nicht mehr auf der Einhaltung der göttlichen Gebote und der daraus folgenden Anerkennung durch das Volk beruhen, sondern auf harten ökonomischen und machtpolitischen Fakten. Dem stellte sich der Prophet entgegen und geriet so immer wieder in Konflikt mit dem Königshaus.

Die Ereignisse um Nabot und seinen Weinberg bilden diese ganze Situation beispielhaft ab. Aber in der literarischen Darstellung findet sich auch eine Vielzahl von Charakteren wieder, wie sie wohl zu allen Zeiten im Spannungsverhältnis von Willkür, Gewalt und Macht existieren.

Da ist an erster Stelle Nabot, der zum Opfer wird. Er weigert sich, sein Land dem König zu verkaufen oder einem Tausch zuzustimmen. Das ist sein gutes Recht. Und er begründet es auch, indem er sagt: »Der Herr bewahre mich davor, dass ich dir das Erbe meiner Väter überlasse.« Dabei geht es nicht nur um eine Achtung vor den Ahnen, die einen Verkauf unmöglich macht. Es geht auch um die religiöse Überzeugung, das Gelobte Land von Gott selbst anvertraut bekommen zu haben; ein Umstand, der ja bis heute im israelisch-palästinensischen Konflikt eine wichtige Rolle spielt. Auch da geht es religiösen Gruppen in Israel nicht nur um irgendwelche Hektar oder Quadratmeter, sondern um eine göttliche Gabe. Nabots Handeln kann also auch als ein Akt des Gehorsams gegen Gott verstanden werden. Doch König Ahab hat diese Dimension offensichtlich ganz aus den Augen verloren. Sie steht seinen machtpolitischen Interessen im Wege.



Und so bahnt sich das an, was in der Erzählung der Königin Isebel zugeschrieben wird; zu Recht oder Unrecht, muss hier offen bleiben. Denn Isebel war als phönizische Königstochter ins Nordreich eingeheiratet. Und so entbehrt es nicht einer gewissen Logik, dass die Geschichtsschreiber den König in ihrer Darstellung schonen wollten und deshalb die negative Initiative ihr, der Fremden, der Ausländerin, in die Schuhe schieben wollten. In jedem Fall aber lässt der König seiner Frau freie Hand und ist am Ende mit dem Ergebnis offensichtlich völlig einverstanden.

Was nun erst einmal beschrieben wird, mag erstaunen: Ganz unverhohlen wird hier ja mit königlichem Dekret zu Rechtsbruch und Falschaussage angestiftet. All das wird sogar mit königlicher Macht angeordnet. Schließlich wird ausdrücklich erwähnt, dass die Briefe mit dem königlichen Siegel versehen werden.

Und wie reagieren die Männer der Stadt, die Ältesten und Vornehmen? Kein Widerspruch, kein Protest, keine Solidarisierung mit dem Opfer ungerechter Machtausübung. Vielleicht, weil sie sich ja auf einen offiziellen Befehl »von oben« berufen können. Vielleicht, weil sie Angst haben, dass es ihnen sonst ähnlich ergehen könnte oder sie zumindest ihre einflussreiche Stellung in der Stadt verlieren könnten. Vielleicht, weil sie als gehorsame Staatsbürger auf einen besonderen Posten hoffen. Oder aber, weil sie vielleicht selbst noch eine Rechnung mit dem Betreffenden offen haben.

Willkür. Gewalt. Macht: Natürlich dürfen auch die beiden nichtswürdigen Männer aus der Erzählung nicht fehlen. Offensichtlich hatten die Ältesten und

Vornehmen keine Schwierigkeiten, sie zu finden; Menschen, die die falschen Aussagen vorbringen; die an dieser konspirativen Aktion willig mitwirken. Auch an dieser Stelle könnte man wieder über die Motive spekulieren. Wir kennen sie wohl aus anderen Zusammenhängen zur Genüge. Spannender ist der Begriff, der für sie verwendet wird: »nichtswürdige Männer«.

Wodurch haben sie ihre Würde verloren? Oder was hätte sie wieder zu würdigen Männern gemacht? - Sich der willkürlichen Ausübung von Macht verweigern. Einstehen für das Recht. Und die Grundlage des Rechtes ist nicht die Macht des Königs. Das Recht ist grundgelegt in Gottes Gebot. Es ist somit dem Zugriff des Menschen entzogen.

Bleibe noch das Urteil, die Steinigung. Die Täter bleiben dabei im Dunkel. Die Verantwortung verteilt sich scheinbar. Sie kann bei Bedarf hin- und hergeschoben, abgeschoben werden. Jedoch nur »scheinbar«, denn die Schuld haftet doch an allen. Und der, der diese Schuld sieht, er wendet sich zwar durch seinen Propheten nur an den König. Doch sein Wort gilt allen, die in dieser Weise handeln. Denn Willkür, Gewalt und Machtmissbrauch bringen nie etwas Gutes hervor, sie schützen nicht, sie dienen nicht dem Aufbau. Sie vernichten, sie korrumpieren, sie stellen letztlich auch die Täter an die Klippe des Abgrundes.

Zwei Lehren gibt mir die Erzählung, in der es vielfältige Parallelen zu entdecken gibt, mit auf den Weg. Erstens: Der einzige Weg zur Rettung für den König besteht darin, dass er seine Schuld anerkennt. Sie liegt darin, dass er durch sein Bußgewand ein öffentliches Zeichen dafür setzt. Ein Zeichen, das gleichzeitig seine Bereitschaft zeigt, sich neu der Grundlage von Wahrheit und Recht – also Gott – zuzuwenden. Das angedrohte Unheil geht so an ihm vorüber.

Der zweite Punkt: Das Unheil geht am König vorüber. Drei Jahre lang herrscht Frieden. Und doch trifft das Unheil später ein. Wo immer Willkür, Gewalt und Machtmissbrauch auftreten, dort hat dies langfristige Folgen. Dort tragen der Einzelne und die ganze Gesellschaft lange daran. Die Spuren des Unrechts wirken nach, trotz allem.

Nabots Weinberg. Eine biblische Erzählung, die vor mehr als 2500 Jahren niedergeschrieben wurde und die dennoch bis in unsere Tage aktuell ist. Sie ist aktuell, weil Macht zu allen Zeiten Gefahr läuft, die Grenzen zu überschreiten, die ihr im positiven, aber gerade auch im überpositiven Recht gesetzt sind. Machtmissbrauch, Willkür und Gewalt sind die Folgen. Als Christen glauben wir, dass im Blick auf Gott diese Grenzen unübersehbar werden. Wir glauben jedoch auch, dass sein Sohn Jesus Christus allen Menschen den Weg weist, der Leben und Zukunft ermöglicht; den Weg der Vergebung von Schuld und Sünde. Amen.

Teilnehmerinnen und Teilnehmer des 21. Bautzen-Forums

MICHAEL BELEITES

Sächsischer Landesbeauftragter für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR

Dr. DORIS DENIS

Psychologin, Freie Universität Berlin

CHRISTOPH DIECKMANN

Journalist, Die ZEIT

MATTHIAS EISEL

Leiter des Leipziger Büros der Friedrich-Ebert-Stiftung

SABINE FRIEDEL

Mitglied des Sächsischen Landtages, SPD-Fraktion

Dr. h.c. JOACHIM GAUCK

Vorsitzender des Vereins »Gegen Vergessen – Für Demokratie e.V.«

Prof. INES GEIPEL

Autorin, Professorin an der Hochschule für Schauspielkunst »Ernst Busch«, Mitbegründerin des »Archivs unterdrückter Literatur in der DDR«

Dr. UDO GRASHOFF

Historiker, Universität Leipzig, Autor des Buches »Selbsttötungen in der DDR und das Wirken des Ministeriums für Staatssicherheit«

MARKUS HEIDMEIER

Journalist, Berlin

STEPHAN HILSBURG

Parlamentarischer Staatssekretär a.D., Gründungsmitglied und erster Sprecher der SDP in der DDR

MARGOT JANN

Zeitzeugin, 1945–1950 inhaftiert wegen »konterrevolutionärer Jugendorganisation«

ULRICH KASPARICK

Parlamentarischer Staatssekretär a. D.

HARALD KNAUSST

Zeitzeuge, 1946–1955 inhaftiert wegen »Werwolfsverdacht«, beteiligt am Häftlingsaufstand am 31. März 1950 im Zuchthaus Bautzen I

Dr. ILKO-SASCHA KOWALCZUK

Historiker, Bundesbehörde für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR

ANDREAS KUTSCHKE

Kaplan in Bautzen

HARALD MÖLLER

Vorsitzender des Bautzen-Komitees e. V.

Dr. SANDRA PINGEL-SCHLIEMANN

Politikwissenschaftlerin, Autorin des Buches »Zersetzen – Strategie einer Diktatur«

ULRIKE POPPE

Beauftragte des Landes Brandenburg für die Aufarbeitung der Folgen der kommunistischen Diktatur

THOMAS RAUFEISEN

Zeitzeuge, wegen »landesverrätischer Agententätigkeit« 1981–1984 inhaftiert

DIETER ROTHER

Zeitzeuge, vom sowjetischen Militärtribunal 1950 wegen »konterrevolutionärer Propaganda« verhaftet, vier Jahre Zuchthaus in Bautzen I

MARKO SCHIEMANN

Mitglied des Sächsischen Landtages, CDU-Fraktion

CHRISTIAN SCHRAMM

Oberbürgermeister der Stadt Bautzen

BASTIAN WIERZIOCH

Journalist, MDR Figaro

Bautzen-Foren im Überblick

(die Broschüren sind teilweise vergriffen, können aber über www.fes.de als pdf-Datei heruntergeladen werden)

Nr. 1

Stalinismus. Analyse und persönliche Betroffenheit. Leipzig 1990.

Nr. 2

Gerechtigkeit den Opfern der kommunistischen Diktatur. Leipzig 1991.

Nr. 3

Die kriminelle Herrschaftssicherung des kommunistischen Regimes der Deutschen Demokratischen Republik. Probleme der strafrechtlichen Verfolgung der Täter. Konsequenzen für den inneren Frieden des deutschen Volkes. Leipzig 1992.

Nr. 4

Der 17. Juni 1953. Der Anfang vom Ende des sowjetischen Imperiums. Deutsche Teil-Vergangenheiten, Aufarbeitung West: Die innerdeutschen Beziehungen und ihre Auswirkungen auf die Entwicklung der DDR. Leipzig 1993.

Nr. 5

Die Akten der kommunistischen Gewaltherrschaft. Schluss-Strich oder Aufarbeitung? Leipzig 1994.

Nr. 6

Wahrheit, Gerechtigkeit, Versöhnung. Menschliches Verhalten und Gewaltherrschaft. Leipzig 1995.

Nr. 7

Erinnern, Aufarbeiten, Gedenken. 1946–1996. 50 Jahre kommunistische Machtergreifung in Ostdeutschland. Widerstand und Verfolgung. Mahnung gegen das Vergessen. Leipzig 1996.

Nr. 8

Zivilcourage und Demokratie. Vergangenheitsbewältigung ist Zukunftsgestaltung. Leipzig 1997.

Nr. 9

Freiheits- und Widerstandsbewegungen in der deutschen Geschichte. Leipzig 1998.

Nr. 10

Eine Zwischenbilanz der Aufarbeitung der SBZ/DDR-Diktatur 1989–1999. Leipzig 1999.

Nr. 11

Erinnern für die Zukunft. Formen des Gedenkens, Prozess der Aufarbeitung. Leipzig 2000.

Nr. 12

Jugend und Diktatur. Verfolgung und Widerstand in der SBZ/DDR. Leipzig 2001.

Nr. 13

Recht und Gerechtigkeit. Politische Häftlinge der SBZ/DDR im geteilten und vereinten Deutschland. Leipzig 2002.

Nr. 14

Der 17. Juni 1953. Widerstand als Vermächtnis. Leipzig 2003.

Nr. 15

Verfolgung unterm Sowjetstern. Stalins Lager in der SBZ/DDR. Leipzig 2004.

Nr. 16

Opfer und Täter der SED-Herrschaft. Lebenswege in einer Diktatur. Leipzig 2005.

Nr. 17

Demokraten im Unrechtsstaat. Das politische System der SBZ/DDR zwischen Zwangsvereinigung und Nationaler Front. Leipzig 2006.

Nr. 18

Im Visier der Geheimpolizei. Der kommunistische Überwachungs- und Repressionsapparat 1945–1989. Leipzig 2007.

Nr. 19

Alltag in der SBZ/DDR. Leben in einer Diktatur. Leipzig 2008.

Nr. 20

Freiheit und Unfreiheit als deutsche Erfahrung. Leipzig 2009.

Friedrich-Ebert-Stiftung
Büro Leipzig
Burgstraße 25
04109 Leipzig

Redaktion	Dorothea Parak, Berlin und Anna Lux, Leipzig
	Matthias Eisel, Leipzig
Gestaltung	Thomas Glöß, Leipzig
Fotos	Gaby Waldek, Leipzig
Druck	Druckerei Friedrich Pöge, Leipzig

ISBN 978-3-86872-479-0



